

MAGAZIN FÜR ENGAGIERTE KATHOLIKEN

Mai-Juni 2023

Gemeinde *creativ*

INTERVIEW

Neue
Vitalitätsformen

KATHOLISCH IN BAYERN

Gottesdienst auf
dem Schulhof

KIRCHE, ZUKUNFT..., GESUCHT SIND

Bilder

Informationen

- 4 Sitzen, Knien, Stehen ...?
- 6 Ins politische Bewusstsein bringen

Meditation

- 8 Hoffnungszeichen
Von Cordula Klenk

Alle im
Heft angegebenen
Zusatzinformationen
wie Links oder Literatur-
hinweise finden Sie auf
unserer Homepage
www.gemeinde-creativ.de
stets beim jeweiligen
Artikel.



FOTO: MARTIN STEFFEN



FOTO: SEBASTIEN JOUVE / ADOBE STOCK

Schwerpunkt: Bilder

- 10 Lust auf Zukunft?
Von Anna Hennersperger
- 14 Partizipation aller und gelebte Solidarität
Von Sabine Bieberstein
- 16 Werden und Vergehen
Von Erik Händeler
- 18 Hausgemeinden
Von Diana Schmid
- 19 „Wow, ist das cool!“
Von Pat Christ
- 20 Die Gemeinde der Zukunft
Von Sarah Weiß
- 22 Gemeindeleitung in Lateinamerika
Von Alexander Sitter
- 24 Klimawandel im Ehrenamt
Von Stefan Heining
- 26 Klerikal bis in die Spitzen
Von Alexandra Hofstätter
- 27 Zukunftsbilder der Kirche
Von P. Alfons Friedrich

Ökumene

- 30 Sie nähern sich allen
Von Pat Christ

Katholisch in Bayern und der Welt

- 28 „Die Botschaft Jesu ist einfach unschlagbar!“
Von Toni Beer
- 34 Begeistert sein
Interview mit Franz Eller
- 35 Anders gedacht
- 36 Cartoon
Von Thomas Pläßmann

„Wir bekennen uns
uneingeschränkt
zu Synodalität“

32

Aus dem Landeskomitee

FOTO: HENDRIK STEFFENS



Innerhalb der Pluralisierung der Seelsorgeberufe zeigen sich auch ansatzhaft jenseits von Krisen klein und auch wenig vernetzt neue Vitalitätsformen. **Matthias Sellmann** forscht als Gründer des Zentrums für angewandte Pastoralforschung (ZAP) in Bochum zu Kirchenentwicklung sowie Pastoral im Schnittpunkt von kultureller Gegenwart und Kirche. Mit *Gemeinde creativ* hat er über die Rolle des Ehrenamts und über die Zukunft von Pfarrgemeinden gesprochen.

Impressum

Alle Autorinnen und Autoren erreichen Sie über die Redaktion. Namentlich gezeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Abdruck ist nach Rücksprache mit dem Landeskomitee möglich. *Gemeinde creativ* bemüht sich um eine Sprache, die niemanden ausgrenzt und alle Geschlechter anspricht. Wenn das einmal nicht gelingt, bitten wir um Nachsicht. *Gemeinde creativ* wird auf nachhaltigem Papier gedruckt.

Herausgeber und Verleger:

Landeskomitee der Katholiken in Bayern
vertreten durch Dr. Alexandra Hofstätter,
Kommissarische Geschäftsführung

Redaktion: Dr. Alexandra Hofstätter und
Dr. Hannes Bräutigam

Abo-Service und Vertrieb: Waltraud Keller

Kontakt:

Landeskomitee der Katholiken in Bayern
Schäfflerstraße 9 | 80333 München
Telefon: 089 2137 77331
E-Mail: gemeinde-creativ@landeskomitee.de

Druck: Gebr. Geiselberger GmbH
Martin-Moser-Str. 23 | 84503 Altötting

Satz und Layout: Miriam Hase, München

Erscheinungsweise:

6 Ausgaben pro Jahr.
Jahresabonnement kostenfrei bestellbar unter
www.gemeinde-creativ.de.
Kündigungen jederzeit möglich.



Bilder aus der Zukunft

Liebe Leserin, lieber Leser,

unter denjenigen von Ihnen, die gerne fotografieren, gibt es möglicherweise eine Grunderkenntnis: Jedes Bild lügt. Kommt noch hinzu, dass Bilder Momentaufnahmen aus der Vergangenheit sind, und seien es nur wenige Sekunden. Und wenn die Fotografin oder der Fotograf nur unscharfe Ideen im Kopf hat, wie sollen da scharfe Bilder herauskommen? All das macht das Projekt dieser Ausgabe, Kirchenbilder und Zukunftsbilder zu zeichnen, zu einer Herausforderung. Die Autorinnen und Autoren haben jedoch gezeigt, dass es trotz allem Hoffnung schüren kann, in Bildern über die Zukunft unserer Kirche und unserer Pfarrgemeinden nachzudenken. Denn was sonst sollte uns antreiben, in der Gegenwart aktiv zu werden?

Das kennzeichnet auch das Titelbild dieser Ausgabe: Der etwas unscharfe Blick in den Weinberg des Herrn bietet Raum für die konkrete Gestaltung, die leeren Gänge haben Platz für unterschiedlichste Personen und Begabungen und es gibt einen Tisch für den Ertrag, den wir in unserer Arbeit sehen wollen.

Um in die Zukunft zu blicken, hilft manchmal der Blick über die Schulter weit in die Vergangenheit zurück. Christliche Urgemeinden waren als „Bürgerversammlung Gottes“ längst nicht so unverrückbar starr gestaltet, wie es manche glauben machen mögen, die unter Tradition hauptsächlich das 19. Jahrhundert verstehen. Sie haben mutig, weitsichtig und innovativ Wege gefunden, dass ihre Botschaft die Menschen erreicht.

Die Beiträge auf den folgenden Seiten künden von Beispielen, wie es Pfarrgemeinden und Initiativen den ursprünglichen Impulsen gleichtun wollen – und so ihre Kirchenbilder und ihre Zukunftsbilder Wirklichkeit werden lassen. Da fahren Seelsorger mit einem mobilen Café dort hinaus, wo die Menschen sind. Gemeinden versorgen andere und sich selbst, hal-



ten Gottesdienste auf Schulhöfen und Sportplätzen und bilden einen Ort der Begegnung, Beratung, Bildung und Betreuung. Engagierte berichten, welche Bilder sie motivieren und ihnen Kraft für künftiges Engagement geben. Gegen Unsicherheiten in kirchlichen Ritualen hilft ein Kirchenknigge, der auch ganz gut im Gotteslob versteckt werden kann.

So hoffen wir, dass Ihnen die Ausgabe hilft, mutig Bilder von Kirche und vom Engagement der Zukunft zu entwerfen, und Hinweise liefert, wie unscharfe Ideen zu klaren und wertvollen Taten für die Menschen der Gegenwart führen.

Viel Freude beim Lesen und gute Anregungen für Ihre kirchliche Arbeit wünscht Ihnen

Hannes Bräutigam

Ihr Hannes Bräutigam
REDAKTION

Zeigt euch!



In der Bibel gibt es zahlreiche Frauenfiguren – teils namentlich bekannt, teils namenlos –, die ihre Rolle »in der zweiten Reihe« spielen. Diese Frauen werden im Buch *Zeigt euch!* zu Ich-Erzählerinnen ihrer eigenen Geschichten und zeigen die Parallelen zwischen Frauenleben damals und heute auf. Prosa- und Lyriktexte bieten einen frischen, fremden und womöglich befremdlichen Blick auf biblische Geschichten und machen Lust, Position zu beziehen und sich zu solidarisieren gegen Ungerechtigkeit und Marginalisierung von Frauen heute.

Die Autorinnen: Barbara Janz-Spaeth, Pastoralreferentin, arbeitet als Referentin für Bibelpastoral der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Dr. Hildegard König ist Professorin für Kirchengeschichte an der TU Dresden und TZI-Trainerin. Dr. Claudia Sticher, Pastoralreferentin, leitet seit 2022 die Diözesangeschäftsstelle Katholisches Bibelwerk, biblische Bildung und bibelpastorale Projekte im Bistum Mainz. (pm)

* Janz-Spaeth (u.a.) (2023), *Zeigt Euch!* 192 Seiten, Hardcover. Patmos-Verlag, 24,00 Euro.

Souverän durch den Gottesdienst

Sitzen, Knien, Stehen ...?

Wer schon länger nicht mehr im Gottesdienst war, hat es bestimmt gemerkt: Die Abläufe im Gottesdienst „sitzen nicht mehr richtig“. Was muss ich wann antworten? Und wie war das mit Sitzen, Knien und Stehen? Pfarrer Thomas Eschenbacher möchte da helfen. Er hat einen „Kirchenknicke“ geschrieben.

Gottesdienste folgen bestimmten Abläufen und Regeln. Die sind aber nicht allen bekannt und führen schon mal zu Unsicherheit oder Irritationen. Thomas Eschenbacher möchte da Abhilfe schaffen und dabei geht es nicht um den mahnenden Zeigefinger.

Was wann im Gottesdienst dran ist, ist gar nicht immer so einfach, vor allem wenn man kein regelmäßiger Kirchgänger ist. Pfarrer Eschenbacher sagt: „Es geht auch vielen anderen Kollegen so, wenn man eine Beerdigung, eine Hochzeit hat, Gottesdienste, bei denen immer wieder

auch mal Menschen kommen, die jetzt nicht ganz so oft in der Kirche sind, dass die immer ein bisschen verunsichert sind und nicht genau wissen, wie bewege ich mich jetzt, wie verhalte ich mich jetzt.“

Am Anfang hat Thomas Eschenbacher versucht, mit Gesten weiter zu helfen und irgendwann hat er gedacht, „es ist dann blöd, die Leute immer mit Gesten darauf hinzuweisen, man kann ihnen ja eine kleine Hilfestellung an die Hand geben, die ganz freundlich und nett ist und nebenbei habe ich dann gedacht, ist es ja auch eine ganz gute Unterstützung



FOTO: VITALII / ADOBE STOCK

und Hilfe für die, die sich schon gut auskennen, weil ich in dem Heft ein bisschen erklärt habe, warum wir das eine so machen und das andere so daher kommt.“

Thomas Eschenbacher verrät einen Trick, damit es souverän funktioniert: „Der Knigge ist gerade so groß, dass man ihn schön im Gotteslob verstecken kann, dass keiner merkt, dass ich jetzt erstmal nach Rat suchen muss in diesem Kirchen-Knigge, das muss mir dann überhaupt nicht peinlich sein. Dann ist er automatisch im nächsten Gottesdienst greifbar, denn auch sonst geübte Kirchgänger und Kirchengängerinnen können in manchen Situationen überfordert sein.

Es ist schon ganz hilfreich, wenn heute eine Beerdigung ist, dann sitzen die Angehörigen alle vorne. Selbst, wenn sie sich auskennen, sind sie oft so nervös und aufgekratzt, dann ist es auch für die, die sich auskennen, manchmal eine Hilfe, dass man nochmal reinschauen kann und denkt: Danke für die kleine Unterstützung!“ Und so ist es ja auch gedacht, denn genau darum geht es Thomas Eschenbacher, um Unter-

stützung. Mit seinem Knigge ist er nicht am Ende, der Pfarrer möchte eine Ausgabe für Kinder herausbringen und sie so auf die Erstkommunion vorbereiten. (bra)

KURZ HINEINGESCHNUPPERT

„Dieser kleine Gottesdienstknight soll den Ablauf eines katholischen Gottesdienstes erklären, der feiern den Gemeinde Interessantes und Wissenswertes vermitteln, sowie eine Hilfestellung für alle Neugie-ri-ge sein.

STEHEN – SITZEN – KNIEN – VERBEUGEN – SINGEN

Ein katholischer Gottesdienst kennt viele Bewegungen. Der Mensch macht sich klein und wird dann groß, er geht in die Knie und verbeugt sich und alle dürfen mit-sin-gen. Im Zweifel schaut man mal nach rechts oder links.

Wichtig: Handy bitte ausschalten und die Zigarettenpause erst nach dem Gottesdienst einlegen.

Kurz notiert:

Weihwasser:

Wenn Sie beim Betreten der Kirche Weihwasser nehmen und damit ein Kreuzzeichen machen (von der Stirn an die Brustmitte und von der linken Schulter zur rechten Schulter), erinnern Sie sich an Ihre Taufe.

Kopfbedeckung:

Jungs und Männer nehmen in der Kirche ihre Kopfbedeckung ab und zeigen damit ihren besonderen Respekt vor Gott. Das gilt auch für Menschen, die nicht getauft sind. Danke für das Verständnis!

Kniebeuge

Männer und Frauen machen eine Kniebeuge, bevor sie in die Bank gehen. Sie machen sich klein vor Gott, weil er in der Kirche in besonderer Weise anwesend ist.“

✱ Mehr unter www.gemeinde-creativ.de.

Im Netz der Daten

Die OWE-P-Redaktion wollte es genau wissen: Was kann Künstliche Intelligenz? Was kommt dabei heraus, wenn man die Software „ChatGPT“ einen kurzen Artikel schreiben lässt? Nachzulesen ist der Versuch in der aktuellen Ausgabe der Zeitschrift „OST-WEST. Europäische Perspektiven (OWEP)“ mit dem Titel *Digitalisierung in Mittel-, Ost- und Südosteuropa*. Das Thema Digitalisierung



durchzieht alle Lebensbereiche und führt zu umfassenden Veränderungen im Alltag. Gerade in den Ländern im Osten Europas ist dieser Prozess häufig wesentlich weiter fortgeschritten als in Deutschland – man denke nur an Estland oder auch Polen. Grund genug für die Autorinnen und Autoren des Heftes, sowohl die Chancen als auch die Risiken der Digitalisierung umfassend zu beleuchten – angefangen von den enormen Möglichkeiten im Alltag bis hin zur Gefahr von digitaler Desinformation, weitreichender Überwachung oder von Cyber-Attacken. (pm)

✱ Mehr unter www.gemeinde-creativ.de.



Hymne für die internationale Romwallfahrt der Ministranten



Die Wallfahrts hymne für die internationale Ministranten-Wallfahrt nach Rom im Jahr 2024 kommt aus dem Bistum Würzburg. Matthias E. Gahr (51) schrieb Text und Musik des Liedes. Der Produktmanager im Vier-Türme-Verlag der Abtei Münsterschwarzach ist als Keyboarder und Songwriter der Band „Sternallee“ bekannt.

In der Pressemitteilung der Deutschen Bischofskonferenz heißt es: „Die Hymne greift ebenfalls das Motto der Wallfahrt auf und verbindet auch textlich die vielen Kulturen und Sprachen, die während dieser Wallfahrt in Rom zusammenkommen. In der Wallfahrts hymne ‚With you‘ wird die dem Motto entnommene Bibelstelle (Jes 41,9–10) aufgegriffen.“ Die deutsche Übersetzung des Wallfahrtsliedes lautet:

„Ich bin mit dir, halte deine Hand,
gebe dir Kraft für dein Leben, die Welt.
Fürchte dich nicht: Ich bin dein Gott!
Fürchte dich nicht: Ich bin mit dir!“

Das Lied wird in alle Sprachen der an der Wallfahrt beteiligten Länder übersetzt.

Vorgestellt wurde zeitgleich das internationale Logo der Romwallfahrt, das ebenfalls aus einem international ausgeschriebenem Wettbewerb hervorging. Die Farben versinnbildlichen die Auferstehung und die Gottesmutter Maria. (pm)

✱ Mehr unter www.gemeinde-creativ.de.

BUND Naturschutz ehrt Alois Glück mit der Bayerischen Naturschutzmedaille

Ins politische Bewusstsein bringen

Der BUND Naturschutz (BN) hat dem CSU-Politiker Alois Glück im Kulturforum Klosterkirche in Traunstein die Bayerische Naturschutzmedaille für sein langjähriges Engagement im Natur- und Umweltschutz verliehen. Der Bund-Naturschutz-Ehrenvorsitzende Hubert Weiger betonte in der Laudatio unter anderem seinen Einsatz für den Schutz des Bayerischen Bergwaldes und der Alpen.

Alois Glück, ehemaliger Abgeordneter und Präsident des Bayerischen Landtags, ist seit über 50 Jahren Mitglied im Bund Naturschutz in Bayern. Er hat sich über dieses Mitgliedschaftsjubiläum hinaus Verdienste im Bereich des Umwelt- und Naturschutzes erworben und beeinflusste seit den 1970er Jahren die Umweltpolitik der Bayerischen Staatsregierung. Der Bund-Naturschutz-Ehrenvorsitzende Hubert Weiger nannte in seiner Laudatio beispielhaft den auch von Alois Glück auf den Weg gebrachten Beschluss des Bayerischen Landtags zum Schutz der Bergwälder von 1984: „Lange bevor wir wussten, wie massiv der Klimawandel unsere Wälder bedroht, hat Alois Glück erkannt, dass die bayerischen Bergwälder saniert und geschützt werden müssen. So haben Sie den Bergwaldbeschluss herbeigeführt, wonach es grundsätzlich keine Rodungen mehr in Bergwäldern für Freizeiteinrichtungen geben soll. Eine weitsichtige Entscheidung, ohne die die Situation

im Alpenraum heute noch dramatischer wäre, als sie jetzt ist. Sie waren auch der erste bayerische Landespolitiker, der nicht nur konsequent die Schaffung eines eigenen Ausschusses für Landesentwicklung und Umweltfragen mit ansah, sondern 1974 bis 1988 dann auch der erste Vorsitzende dieses Gremiums wurde.“



Das Foto zeigt v.l.n.r.:

Maria Maidl
(Umweltbeauftragte Bistum Passau),
Mattias Kiefer
(Umweltbeauftragter Erzbistum München und Freising / Sprecher der AGU),
Alois Glück,
Beate Eichinger
(Umweltbeauftragte Bistum Regensburg),
Richard Mergner
(Vorsitzender BN),
Beate Rutkowski
(Vizevorsitzende BN),
Prof. Dr. Hubert Weiger
(Ehrenvorsitzender BN).

Alois Glück ging in seiner Dankesrede auch auf die Gründung des bayerischen Umweltministeriums ein: „Auch dem Bund Naturschutz in Bayern ist es zu verdanken, dass die Zusammenhänge im Naturhaushalt, die Bedeutung der Artenvielfalt und die Erkenntnisse der Ökologie ins politische Bewusstsein gelangten. Durch den Widerstand der wachsenden Naturschutzbewegung, allen voran des Bund Naturschutz, wurde Naturschutz und Umweltschutz zunehmend ein Konfliktthema in der politischen Debatte. Die Politik musste darauf reagieren. Deshalb wurde 1970 in Bayern das Ministerium für Landesentwicklung und Umweltfragen gegründet. Es war nicht nur das erste Umweltministerium in Deutschland, sondern auch das erste in Europa und weltweit.“

Beate Rutkowski, Vizevorsitzende des Bund Naturschutz und Kreisgruppenvorsitzende aus Traunstein, betonte in ihrer Begrüßung das Wirken des Preisträgers vor Ort: „Alois Glück hat auch direkt vor Ort viel bewegt. So war er maßgeblich daran

beteiligt, dass der Geigelstein in den Chiemgauer Alpen 1991 als Naturschutzgebiet ausgewiesen wurde. In seiner unverwechselbaren diplomatischen Art hat er dabei zwischen den Fronten der Befürworter und Gegner vermittelt und den Geigelstein vor diversen Bergbahnprojekten bewahrt.“

Der Bund-Naturschutz-Vorsitzende Richard Mergner sagte zum Abschied: „In Alois Glücks Zeit als Parlamentarier oder auch als Leiter des runden Tisches nach dem Volksbegehren Artenvielfalt haben wir vom Bund Naturschutz die Gewissheit gehabt: Da sitzt jemand, dem die bayerische Natur wirklich am Herzen liegt. Dafür ein besonderer Dank!“

Die Bayerische Naturschutzmedaille wird seit dem ersten Europäischen Naturschutzjahr 1970 an Persönlichkeiten und Organisationen verliehen, die sich in herausragender Weise für den Natur- und Umweltschutz verdient gemacht haben. (pm/bra)

* Mehr unter www.gemeinde-creativ.de.



FOTO: FELIX HÄLBICH, BUND NATURSCHUTZ

Wie du deinen Platz im Leben findest *Endlich mal ankommen*

Wo kann ich endlich mal ankommen? Was soll ich mit meinem Leben bloß anfangen? Wo ist nur mein Platz? – Drei zentrale Fragen, die sich jeder Mensch früher oder später stellt. Denn unser Leben ist komplex. Mehr denn je seitdem das Lebensgefühl ein anderes ist, als man es noch vor Jahren kannte.



Wie lassen sich da – angesichts der vielen Optionen in einer global interagierenden Welt – das eigene Sein und Werden noch einordnen? Dass es erfüllter und lohnenswerter ist, wenn man den eigenen Platz im Leben kennt, weiß Nils Petrat aus eigener Erfahrung. In seinem Buch *Endlich mal ankommen!* zeigt er auf, inwieweit die eigene Geschichte und Beheimatung einen prägen, worin Menschen Identität finden und wie eine christlich gelebte Spiritualität helfen kann bei der Suche nach einem gelingenden Leben. (pm)

* Petrat, Nils (2023), *Endlich mal ankommen. Wie du deinen Platz im Leben findest*. 240 Seiten, gebunden. Verlag Bonifatius, 18,00 Euro.

Hoffnungs- zeichen

Von Cordula Klenk

Inmitten
zerbrochener Zukunft
klagender Verlassenheit
verlachter Utopie

öffnen Ruinen
den Blick
hin zum
Leben



Perspektiven und Impulse für Pfarrgemeinden Lust auf Zukunft?

„Die Pfarrei ist keine hinfällige Struktur; gerade weil sie eine große Formbarkeit besitzt ... wird sie, wenn sie fähig ist, sich ständig [zu] erneuern und an[zu]passen, weiterhin die Kirche [sein], die inmitten der Häuser ihrer Söhne und Töchter lebt“ (EG 28).

Von Anna Hennersperger

Pastoraltheologin, Supervisorin/
Coach, Gemeinde- und Organisationsberaterin, Moderatorin in Passau

Gibt es solche Pfarreien überhaupt noch, wie sie Papst Franziskus in seiner pastoralen „Regierungserklärung“ *Evangelii Gaudium* aus dem Jahr 2013 zur Entwicklung ermutigt hat? Oder sind die meisten Pfarreien von diözesanen Planern wegen des Priestermangels über den Weg des grünen Tisches längst in größere Räume um- oder eingebaut, wenn nicht gar fusioniert und damit aufgelöst worden? Wohin geht dann die Reise? Dazu einige ermutigende Anregungen.

NETZWERKEN – WIE DIE FISCHER AUF DEM SEE GENEZARETH

Es ist – auch im Zeitalter großer Netzwerke wie des Internets – unerlässlich und heilsam, punktuell oder auch konstant die Zusammenarbeit und den Zusammenschluss mit anderen Pfarrgemeinden, pastoralen Orten und Kooperationspartnern aus dem Sozialraum zu suchen: im Verständnis pastoraler Netzwerke. Solche eröffnen neue Horizonte. Netzwerke sind im besten Sinn des Wortes „tolerant“. In Netzwerken unterstützt man einander. Netzwerke verbinden. Sie stärken das, was ohnehin bereits in Kontakt miteinander gewesen ist, oder unterstützen, was allein nicht genug an Energie aufbringen kann, also das, was Synergie benötigt. Vernetzung ist immer dann sinnvoll und erfolgreich, wenn gemeinsam etwas besser geht als allein.

Wichtig ist jedoch, dass das, was vital vor Ort lebt, weiterhin bestehen bleibt. Die Kirche kann damit im

Dorf – also im Nahbereich – bleiben, ja soll es auf jeden Fall. Die Suche nach Beheimatung, zumindest temporär, ist ja – in unserer von Mobilität geprägten Gesellschaft – auch ein Zeichen unserer Zeit. Es braucht deshalb auch in den Netzwerken Kirche vor Ort in dauerhafter und erkennbarer Form im Wissen darum, dass der kirchliche Nahbereich unersetzbar ist. Deutlich ist längst, dass die pastoralen (Groß-)Räume zwar der Mobilität entgegenkommen und Vielfalt und Anregung geben, aber zu wenig Nähe ermöglichen. Nähe findet man in Gemeinschaften, in denen man sich kennt, einander unter die Arme greift, das Leben miteinander teilt, Verantwortung füreinander übernimmt, Notleidenden hilft, aber auch miteinander betet, Eucharistie feiert und sich von den biblischen Visionen Rückenstärkung holt. Es lohnt sich deshalb, Kreativität, Energie und Kompetenz zu investieren, damit die Gemeinden vor Ort ein lebendiger und anziehender Hallraum des Lebens aus dem Geist des Evangeliums sind und bleiben. Begabungen sind uns alle dafür genug und im Übermaß geschenkt.

IN ALLER FREIHEIT UND ACHTSAM FÜR DIE WUNDEN DER WELT

Eine Pfarrei – egal ob sie sich in einem großen oder einem überschaubaren Raum befindet – kann Zukunft haben, wenn sie sich als „offenes Haus“ oder „offener Raum“ versteht. Einladend, aber nicht vereinnahmend, die Menschen in ihrer jeweiligen Lebenssituation wertschätzend – so, wie sie eben sind, ihre Freiheit achtend. Von Kardinal Reinhard Marx stammt die Aussage: „Eine Gemeinde, die kei-

ne Ausrichtung auf die ‚Wunden der Welt‘ hat, kann nicht wirklich glaubwürdig die Feier von Tod und Auferstehung Jesu feiern. Beides gehört zusammen. Wir brauchen einen engagierten und kreativen Umgang mit den ‚Wunden der Welt‘ vor Ort, in unseren Gemeinden.“

Die Lebensfragen der Menschen also sind der Stoff der gemeindlichen Handlungen und Projekte. Immer wieder zeigt sich innerkirchlich die Tendenz, den sogenannten „Zeitgeist“ zu verteufeln und sich dagegen abzugrenzen. Es steht uns – als Zeitgenossen und Zeitgenossinnen – gut an, die moderne Welt mit ihrer unglaublichen Vielfalt und Freiheit grundsätzlich zu bejahen und wahrzunehmen, was alles an Gutem und Heilsamen tagtäglich in ihr geschieht. Aber ebenso müssen wir auch sensibel auf die Verwerfungen der Moderne achten, welche Menschen zu Verlierern macht, den Klimawandel ernst nehmen und Projekte für Nachhaltigkeit und Schöpfungsverantwortung auf den Weg bringen sowie den Konflikten, Ungerechtigkeiten und mancher Ratlosigkeit im Blick auf das Morgen nicht mit Flucht in eine weltfremde Spiritualität ausweichen.

EINLADENDE HERBERGEN

Die Pfarreien mit Lust auf Zukunft sollen und werden deshalb mehr und mehr den Charakter von Herbergen annehmen. Herbergen, die einladen und bergen, bei denen die Türen offen stehen in absichtloser Gastfreundschaft. Zu ihnen kann kommen, wem temporäre Gemeinschaft guttut, wer seine Seele zu Gott hin still werden lassen will, wer Rast braucht, wer Trost oder Wegweisung sucht, Einkehr, ein Gespräch oder Ruhe. Man nimmt sich dort Zeit füreinander und es ist genug Platz für die spirituell Suchenden, die nur vorübergehende Bleibe wollen. Deren Zahl wächst. Neben denen, die nur kurz verweilen, gibt es andere, die

Es braucht auch in den Netzwerken Kirche vor Ort in dauerhafter und erkennbarer Form im Wissen darum, dass der kirchliche Nahbereich unersetzbar ist.

auf Zeit oder auf Dauer mitarbeiten: als Ehren- oder Hauptamtliche. Sie gestalten die Räume, bringen sich ein, sind in der Leitung der Herberge aktiv, kümmern sich um die Ökonomie und um die Inhalte, sehen diese Herberge als ihren Ort, ihre Heimat – und können es gleichzeitig gut aushalten, dass andere nur Gäste auf Zeit sind. Und immer wieder werden alle, Gastgeberinnen, Gastgeber und Gäste, von Gott beschenkt, weil er die innere lebendige Mitte bildet; das Feuer, um das sich alle versammeln. Dort, wo Menschen lieben, einander vergeben, nicht aufgeben, staunen und das einfache Leben miteinander teilen, da öffnen sich Räume, die wir „Reich Gottes“ nennen. Da duftet es nach Brot und Wein.

KREATIVE ERTRÄGE AUS DER PANDEMIE

Die Pandemie hat vieles zum Stillstand gebracht und manches wohl auch an ein Ende. Andererseits war

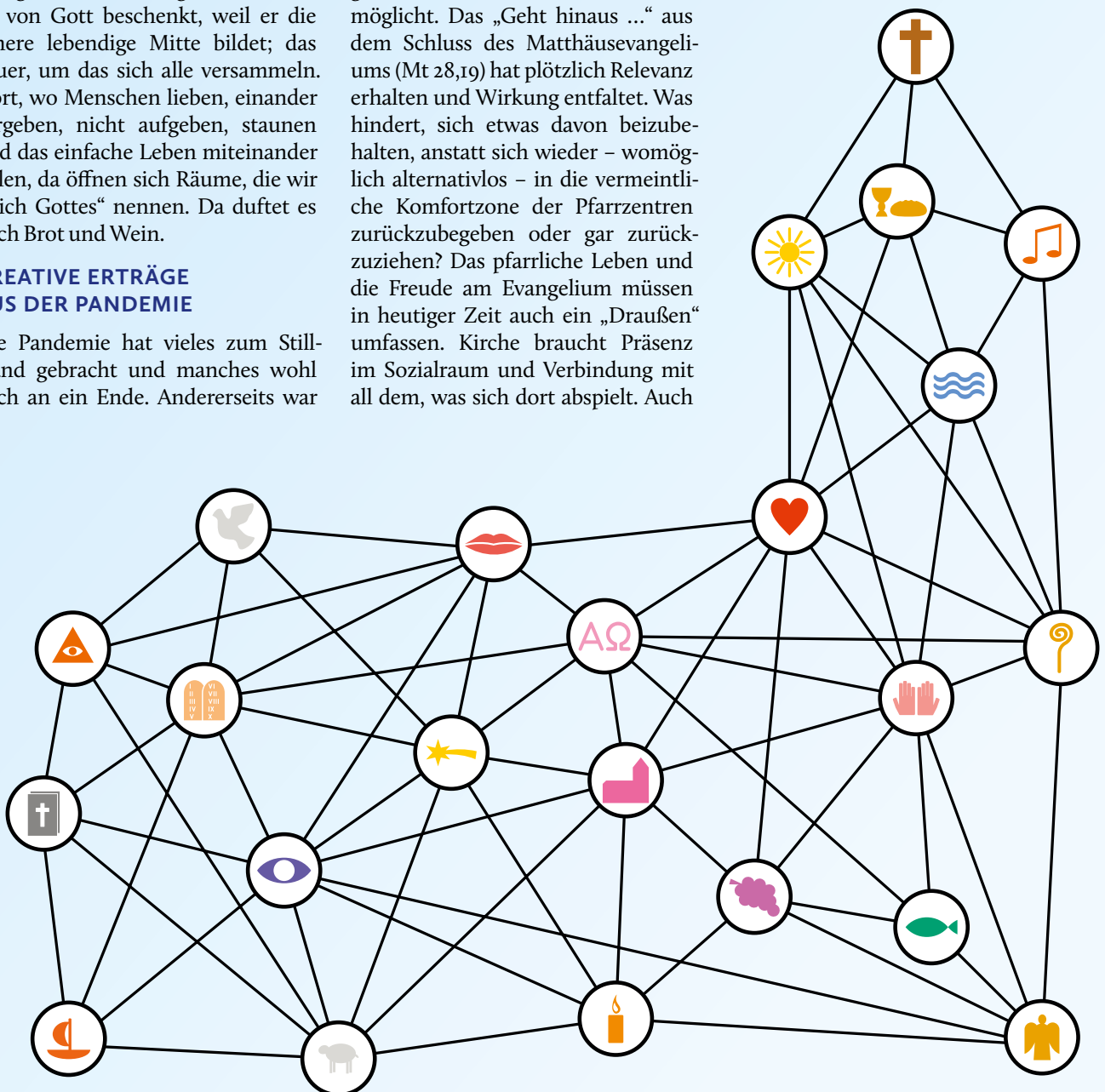
für mich – geboren aus der Not – vielfach beeindruckende Kreativität wahrzunehmen. Um auch als Pfarrgemeinde untereinander in Kontakt zu bleiben, wurde digitalisiert, man hat sich um die Einsamen gekümmert, es gab neue Ansätze, um spirituelle Quellen frei zu halten oder zu pflegen. Weil man sich „drinnen“ nur mit großem Sicherheitsabstand und in kleiner Zahl treffen konnte und durfte, ging man vielfach hinaus. Man suchte besondere Orte für spirituell Nährendes auf, war miteinander unterwegs, ging an die Hecken und Zäune und ins freie Feld. Man hat am Heiligen Abend zu Kinderkrippenfeiern unter freiem Himmel eingeladen und vor allem in den geprägten Zeiten viele neue Formate erfunden. Kirchentüren wurden tagesüber weit geöffnet und Orte des Verweilens ermöglicht. Das „Geht hinaus ...“ aus dem Schluss des Matthäusevangeliums (Mt 28,19) hat plötzlich Relevanz erhalten und Wirkung entfaltet. Was hindert, sich etwas davon beizubehalten, anstatt sich wieder – womöglich alternativlos – in die vermeintliche Komfortzone der Pfarrzentren zurückzugeben oder gar zurückzuziehen? Das pfarrliche Leben und die Freude am Evangelium müssen in heutiger Zeit auch ein „Draußen“ umfassen. Kirche braucht Präsenz im Sozialraum und Verbindung mit all dem, was sich dort abspielt. Auch

Jesus hat draußen gepredigt, geheilt und ist unterwegs den Menschen nahegekommen. Er war neben Häusern, Synagogen und dem Tempel auch auf Booten, auf dem Feld, auf dem Marktplatz, an Brunnen oder an einem Teich anzutreffen.

LUST AUF ZUKUNFT?

Im Buch Joel (2,25f.) heißt es: „Die Dreschplätze sind voll von Getreide, die Keltern fließen über von Wein und Öl. Ihr werdet essen und satt werden und den Namen des Herrn, eures Gottes, preisen, der für euch solche Wunder getan hat.“

Trauen wir für die Zukunft unserer Gemeinden solchen biblischen Zusagen auf die unverbrüchliche Treue Gottes und seinen Verheißungen?



Begriffe aus einer Steinzeit

Innerhalb der Pluralisierung der Seelsorgeberufe zeigen sich ansatzhaft auch jenseits von Krisen klein und auch wenig vernetzt neue Vitalitätsformen. Matthias Sellmann forscht als Gründer des Zentrums für angewandte Pastoralforschung (ZAP) in Bochum zu Kirchenentwicklung sowie Pastoral im Schnittpunkt von kultureller Gegenwart und Kirche. Mit *Gemeinde creativ* hat er über das vielseitige Bild an Strukturen und Ausgestaltungen in den Pfarrgemeinden, die Rolle des Ehrenamts und über die Zukunft von Pfarrgemeinden gesprochen.

Gemeinde creativ: Vor zehn Jahren haben Sie einen Sammelband herausgegeben „Gemeinde ohne Zukunft?“. Wie würden Sie in der Rückschau nun die Gemeindeentwicklung beurteilen?

Matthias Sellmann: Ich glaube, dass die letzten zehn Jahre doch ein sehr ernüchterndes Bild über kirchliches Leben in Deutschland erbracht haben. In den Kennziffern der äußeren Vitalität einer Religionsgemeinschaft zeigen die Trends ja alle nach unten: Mitgliedschaft, Nutzungsverhalten, Sakramente, Bereitschaft zu Engagement, aber auch gesellschaftliche Reputation.

Wenn wir in die (Pfarr-)Gemeinden in Deutschland schauen, dann zeigt sich uns ein vielseitiges Bild an Strukturen und Ausgestaltungen – Fluch oder Segen?

Die Pluralisierung der Seelsorgeberufe ist nicht Ausdruck einer Krise, sondern es bilden sich auch ansatzhaft, klein und auch wenig vernetzt neue Vitalitätsformen. Diese reagieren auf die Krise und stellen sich nicht einfach als Opfer der Krise dar. In interessanter Weise bilden sich mikroskopisch und labormäßig neue Formen, von denen jemand vielleicht ablesen kann, wie Kirche in Zukunft funktionieren kann.

Wie sieht für Sie die Pfarrgemeinde der Zukunft aus?

Durch die Fusionsprozesse haben sich in den meisten deutschen Bistümern unterhalb der Pfarreiebene doch sehr interessante Formen neuerer Gemeindebildung ereignet, ich nenne nur als Stichworte „fresh expressions of church“. Wir haben kleine christliche Gemeinschaften, wir haben stärkere Leitungssituati-

onen, also andere Formen von Gemeindeleitung, auch andere Formen von Gemeindemodellen. Ich sehe die Zukunft der Pfarrgemeinde in einer sehr klaren Idee von Dienstleistungsorganisation, die von ganz hohen Qualitätsmaßstäben geprägt ist. Das bedeutet eine ganz andere Idee auch des Lernens und des Co-kreativen zwischen denen, die diese Gemeinde anbieten, denen, die die Gemeinde bilden, und denen, für die sie die Gemeinde bilden. Das Zueinander soll sehr deutlich wahrgenommen werden, welche Bedürfnisse man hat und dass man auch verbindlich miteinander umgeht.

Wir wissen, dass Leitung und Führung 75 bis 80 Prozent des Erfolges einer Gemeinde ausmacht: das betrifft qualitätsorientierten Führungsstil, multiprofessionelle Teams weit über die bisherigen Ideen hinaus, was man als Professionen zusammenführen will. Ich sehe Ehrenamtsförderungsleute, Menschen in der Sozialpädagogik, Sozialarbeit, Erziehung, Musik, Leute, die etwas von Events verstehen, und auch ganz viele Leute, die „medial“ einfach können. Alle arbeiten zusammen, um sich in einem Qualitätszirkel zu bewegen, bezogen auf die Qualität der Liturgie, der Angebote, ganz stark Qualität des Pfarrbüros als wichtige Drehscheibenfunktion. Nicht nur in bürokratischer Hinsicht, sondern darin, was in klassischer Hinsicht der Vernetzung, Aufbau von Netzwerken und Matching von Ehrenamt bedeutet.

Ist die klassische Unterscheidung zwischen territorialer und kategorialer Seelsorge heute noch zeitgemäß oder bräuchte es hier neue Wege?

Ich bringe darin gerne den Aspekt der Segenstheologie mit ein. Ich glaube, eine Gemeinde sollte ein Ort des Segens sein für den Stadtteil, für die Siedlung, für die Heranwachsenden. Tatsächlich kann man sehr schön zeigen, wie die biblische Idee von Segen und die betriebswirtschaftliche Idee von Qualität sehr stark miteinander zu atmen anfangen, wenn man das Miteinander zusammenbringt. Die klassische Unterscheidung zwischen territorialer und kategorialer Seelsorge klingt wie zwei Begriffe aus einer Steinzeit. Eigentlich sind beide Begriffe weiterhin wichtig und auch tragfähig, jedoch sollten mindestens drei Begriffe dazu gelegt werden: was pastoraltheologisch immer schon mit gemeint ist, aber nochmal wichtig zu betonen, ist die personale Seelsorge, das bedeutet Personalgemeinden; zweitens der Begriff der occasionalen Seelsorge, das ist die gelegheitsförmige Seelsorge, wie zum Beispiel Gemeindeevents, Vereinsevents oder eben nationale Events, zu denen Gemeinden aufbrechen oder auch pilgern; und drittens die mediale Seelsorge, die sich zum Beispiel komplett im digitalen Raum abspielt.

Stichwort „Miteinander von Haupt- und Ehrenamtlichen“ in der Kirche – worauf kommt es hier an?

Alle Forschung deutet eigentlich seit ungefähr zehn Jahren darauf hin, dass sich gerade die Idee der Engagementbereitschaft und der Erwartung an den Engagement gebenden Akteur sich sehr deutlich verändern: je jünger die Akteure, desto stärker die Bereitschaft und Erwartung. Heute spricht man bisweilen gar nicht mehr von Ehrenamt, um diese ganze preußische Zuarbeitungs-idee auch vom Wort her schon anders zu sehen. Das heißt heute eigentlich Freiwilligenarbeit oder Engagementförderung, Engagementkoordination und ich glaube, dass die Kirchengemeinden gut beraten sind, das neue Ehrenamt oder neue Engagement sehr aufmerksam zur Kenntnis zu nehmen: zum Beispiel Engagementbereitschaft. Die Engagementzufriedenheit steigt deutlich, wenn das Engagement pro-



Matthias Sellmann

Prof. Dr. Matthias Sellmann ist Gründer und Leiter des Zentrums für angewandte Pastoralforschung (ZAP). Er ist Inhaber des Lehrstuhls für Pastoraltheologie an der Ruhr-Universität Bochum. Sein Forschungsschwerpunkt liegt in Kirchenentwicklung, Pastoral im Schnittpunkt von kultureller Gegenwart und Kirche (v.a. Jugendpastoral, Citypastoral, Medienpastoral) sowie Wissenschaftstheorie der Pastoraltheologie. Neben seiner Mitgliedschaft im Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) als Einzelpersonlichkeit des öffentlichen Lebens berät er in der Kommission XII (Jugend) die Deutsche Bischofskonferenz (DBK) und ist Mitglied der Schriftleitung der Zeitschrift „Lebendige Seelsorge“.

jektförmig, also befristet ist. Das heißt gar nicht, dass man schon nach einem oder zwei Jahren wieder aufgibt, sondern dass man Markierungen in die Engagementkarriere hineinbringt, in der neu verhandelt wird.

Sie haben ein Buch mit dem Titel „Was fehlt, wenn die Christen fehlen?“ geschrieben – wie beantworten Sie diese Frage?

Meiner Meinung nach ist das Lernprogramm, das wir gerade alle bedienen sollten: sich den üblichen Standardantworten versagen und sich in die Optik von nichtreligiösen Menschen begeben. Dann sehen wir aus der Perspektive von Menschen, die keine Bindung an Religion und an Gott haben. Die Frage lautet: Wie können wir für diese eine interessante kulturelle Gruppe sein?

Ich würde das Wort Weisheit gerne einbringen. Ich glaube, dass das Christentum durch seine Praxis, aber auch durch seine Organisation als Kirche, durch seine Dogmatik und durch seine programmatischen, konzeptionellen Ideen einen sehr inte-

ressanten Typ von Lebensweisheit anbietet. So kann es im Bereich der kulturellen Lebensweisheiten auch seinen Rang behaupten. Das bedeutet, auch andere haben Lebensweisheit am Start, nicht nur die Christen, aber sie bringen eben *auch* etwas ein und das ist wenig entdeckt. Dieses Wort *Lebensweisheit* oder *Lebensklugheit* hat natürlich etwas mit all den anderen Dingen zu tun, mit denen wir sonst auf diese Frage antworten: mit Liturgie, Ethik, Weltanschauung und mit Gottesglaube. Aber es drückt es anders aus und ich glaube, dass Christsein vor allem dadurch gelernt wird, dass man es ausübt. Also nicht nur, dass man bekennt und feiert, sondern dass man wie ein Christ zu leben versucht im Rahmen dieser Lebensklugheit.

Sie haben das Zentrum für angewandte Pastoralforschung (ZAP) gegründet. Wo liegen aktuell die Forschungsschwerpunkte des Instituts?

Wir werden über die Pfarrei der Zukunft nachdenken und in dieser Hinsicht der Frage nach Dienstleistung

und Organisation nachgehen und suchen, was wir dabei aktiv haben. Wir gehen hier in zweifacher Weise vor: wir wollen die Kompetenzen klar identifizieren, die man für die Transformation der Pfarrei braucht, und diese Kompetenzen wollen wir in einer eigenen Akademie schulen. Wir bauen gerade eine eigene Fortbildungsakademie auf – wir nennen es auch Führungsakademie für Pfarrer und pastorale Berufe; geeignet auch für alle, die in Leitungsfunktionen sind: Welche Kompetenzen braucht man, um in eine Pfarrei Gestalt hinzubekommen? Für die Gestaltung und Wirksamkeit dieser Pfarrei konzipieren wir derzeit eine Evaluation, um die Qualität pastoraler Arbeit abzusichern, das ist unsere zweite große Forschungs idee. Wir machen dabei spannende Experimente und auch Erfahrungen mit vielen evangelischen Landeskirchen, aber auch katholischen Bistümern.

*** Dies ist eine Kurzfassung. Das ganze Interview lesen Sie auf www.gemeinde-creativ.de.**

Partizipation aller und gelebte Solidarität

Es ist bekannt: Jesus dachte nicht daran, eine Kirche zu gründen. Sein Projekt war es vielmehr, die anbrechende gute neue Welt Gottes zu verkünden und sie erfahrbar zu machen. Mit dieser Botschaft wandte er sich an die Menschen in den Dörfern Galiläas und besonders rund um den See Gennezaret.



FOTO: LACI / ADOBE STOCK

Machtverzicht mit der Geste der Fußwaschung wird beim letzten Abendmahl thematisiert, ein Zeichen des letzten Willens Jesu an seine Nachfolgergruppe.

Von Sabine Bieberstein

Professorin für Exegese des Neuen Testaments und Biblische Didaktik an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

Erstaunlich genug: Jesu Tod bedeutete nicht das Ende seiner Botschaft. Im Gegenteil: In Windeseile verbreitete sie sich rund um das Mittelmeer, überall entstanden Gemeinschaften von Menschen, die an Jesus als Messias und Gottessohn glaubten. Wie war das möglich? Die neutestamentlichen Schriften sagen: Weil es Men-

schen gab, die Verantwortung übernahmen und die Botschaft glaubwürdig weitertrugen.

AUF HERRSCHAFT WIRD VERZICHTET

Die Evangelien zeigen Jesus, wie er Menschen – die Zwölf ebenso wie eine größere Gruppe von 72 Jüngern und Jüngern – mit Vollmacht ausstattet, um genau das gleiche zu tun wie er selbst: die neue Welt Gottes, das „Reich Gottes“, verkünden, Kranke heilen, Dämonen austreiben (Mk 6,7–13; Lk 10,1–12). Jesus teilt sein

Charisma mit denen, die ihm nachfolgen, lässt sie teilhaben an seiner Macht – und ermöglicht es damit, dass sie eigenständig handeln und auch nach seinem Tod den gemeinsamen Weg weitergehen können. Dass dabei Frauen ebenso bedeutsam sind wie die männlichen Jünger, zeigen nicht zuletzt die Erzählungen rund um Karfreitag und Ostern.

Das Miteinander in der Nachfolgegemeinschaft soll nicht durch Herrschaft, sondern durch das Teilen von Macht und gegenseitiges Dienen geprägt sein. Eindrücklich zeigt das Markusevangelium, wie Jesus dies der Jüngergruppe auf dem Weg von Galiläa sogar zweimal ins Stammbuch schreibt (Mk 9,33–37; 10,42–45). Dabei geht es um wirklichen, echten Dienst und nicht um als Dienst getarnte Herrschaft. Für das Lukasevangelium ist dies sogar so wichtig, dass es das Gespräch über das Herrschen und Dienen in die Stunde des letzten Mahles verlegt, so dass der Herrschaftsverzicht zu so etwas wie einem letzten Willen Jesu für seine Nachfolgegruppe wird (Lk 22,24–27). Das Johannesevangelium schließlich zeigt Jesus in der Stunde des Abschieds, wie er den Seinen die Füße wäscht, also Sklavendienste übernimmt, und dies der Jüngergruppe als Modell für ihr zukünftiges Handeln aufträgt (Joh 13,1–17).

TEILHABE ALLER GETAUFTEN

Diese grundlegenden Impulse werden auch in den Gemeinden des Paulus aufgenommen und weitergeführt. Paulus versteht die Gemeinde als einen Leib mit vielen Gliedern (1 Kor 12). Zum Leib gehört, wer getauft ist. In der Taufe empfangen alle die Heilige Geistkraft und diese wiederum schenkt allen ihre besonderen Gaben,

die Charismen. Jeder, jede Getaufte ist also Träger und Trägerin des Geistes und hat spezielle Gaben erhalten, die nun in die Gemeinde eingebracht werden können und sollen: „Jedem aber wird die Offenbarung des Geistes geschenkt, damit sie anderen nützt.“ (1 Kor 12,7)

Die Gemeinde besteht also aus vielen Geiststrägerinnen und Geistträgern, die alle ihre Fähigkeiten in die Gemeinschaft einbringen. Entsprechend dieser Fähigkeiten werden Aufgaben in der Gemeinde übernommen. Dabei geht es nicht darum, bestimmte Befugnisse bestimmten Menschen zuzuteilen oder andere Menschen von bestimmten Befugnissen fernzuhalten. Vielmehr soll den Charismen Raum gegeben werden. Die Grußliste am Ende des Römerbriefs zeigt, dass Frauen ebenso wie Männer, Einheimische ebenso wie Fremde, Versklavte und Freigelassene ebenso wie Freigeborene, Menschen jüdischer Herkunft ebenso wie Menschen nichtjüdischer Herkunft verschiedenste Aufgaben in den Gemeinden von Rom übernahmen (Röm 16,1–16, vgl. Gal 3,26–28).

Diese vielen verschiedenen Getauften mit ihren vielen verschiedenen geistgeschenkten Gaben bilden gemeinsam den „Leib des Christus“ oder, anders ausgedrückt, den „Körper des Messias“. Die Glaubenden „verkörpern“ den Messias, der wiederum in der Gemeinschaft der Glaubenden erfahrbar wird. Eine große Würde kann man den Getauften kaum zusprechen. Es ist aber auch ein großer Anspruch damit verbunden. Denn wenn die Gemeinde der erfahrbare Christus ist, muss in ihr etwas spürbar sein von dem, was diesen Christus ausmacht – zum Beispiel in der Zuwendung zu den Armen und Randständigen, in gelebter Solidarität, in Barmherzigkeit und Vergebungsbereitschaft, Friedfertigkeit und Gerechtigkeit. Die Gemeinden müssen glaubwürdig sein, soll in ihnen der Christus erfahrbar sein.

BÜRGERVERSAMMLUNG GOTTES

Die Gemeinschaft der Getauften, die ihr Miteinander in dieser Weise realisieren, nennt Paulus *ekklesia* Gottes – Bürgerversammlung Gottes. Die *ekklesia* ist in der demokratischen Tra-



Die Bürgerversammlung (*ekklesia*) einer Gemeinde bestand nicht nur aus freigeborenen Männern mit einheimischem Bürgerrecht, sondern aus allen: Nichtfreie, Nichteinheimische, Nichtbürger, Nichtmänner.

dition der griechischen Städte das Organ, das über die Belange einer Stadt berät und entscheidet. Im Unterschied zu den Ekklesien der griechischen Städte haben zu den Ekklesien Gottes jedoch nicht nur freigeborene Männer mit einheimischem Bürgerrecht Zugang, sondern alle, und das heißt: auch Nichtfreie, Nichteinheimische, Nichtbürger, Nichtmänner. Dass dies tatsächlich realisiert wurde, zeigt wiederum die schon erwähnte Grußliste des Römerbriefs (Röm 16,1–16), die verschiedenste Menschen mit verschiedensten Aufgaben bis hin zu Leitungsfunktionen erwähnt.

Wie sehr dies in der Botschaft vom Messias Jesus selbst seinen tiefsten Grund hat, zeigt der Tauftext aus Gal 3,26–28: „Denn ihr alle seid durch den Glauben Söhne und Töchter Gottes in Christus Jesus. Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen. Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht männlich und weiblich; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus.“

SOLIDARISCHE GEMEINSCHAFTEN

Die frühen Gemeinden waren offenbar attraktiv für viele Menschen. Sie praktizierten ein Alternativmodell zur gesellschaftlichen Praxis mit ihren Hierarchien und Ungerechtigkei-

ten. Dass die alternative Praxis auch und gerade einen alternativen Umgang mit Besitz einschloss, zeigt die Apostelgeschichte. Sie erzählt, wie in der Urgemeinde von Jerusalem Besitz geteilt und allen Gemeindeangehörigen zur Verfügung gestellt wurde (Apg 2,42–47; 4,32–37).

Gewiss ist dies ein Ideal, das die Apostelgeschichte in späterer Zeit ihren eigenen Gemeindemitgliedern als Vorbild vor Augen stellt. Doch lässt dieses Ideal etwas von dem hohen Anspruch erkennen, den diese ersten Gemeinden mit der Nachfolge Jesu verbanden: Wenn Jesus die Armen selig preist, weil sich jetzt ihr Schicksal wendet, dann muss die Gemeinde so leben, dass es den Armen tatsächlich besser geht und sie ein Auskommen in Würde haben. Dass dies schon damals nicht immer gleich gut funktioniert hat, zeigt die abschreckende Geschichte von Hanania und Saphira in Apg 5,1–11.

Auch darüber hinaus ist die Apostelgeschichte inspirierend für die kirchliche Praxis. Sie erzählt von ermutigenden Geisterfahrungen, von einer Botschaft, die die Menschen erreicht, oder auch von der Fähigkeit der Urgemeinde, auf Herausforderungen mutig zu reagieren, pragmatische Lösungen zu finden und Neues zu erfinden. Die Beispiele könnten fortgesetzt werden.

FOTO: TUTUYE / ADOBE STOCK

Werden und Vergehen

Die Kirche geht unter – so wie wir sie kannten. Das ist in der Geschichte immer wieder so gewesen, wenn eine neue, grundlegende Technik die Gesellschaft neu formatierte. Dampfmaschine oder Computer verändern zu ihrer Zeit die Art, wie Menschen ihre Güter herstellen, Arbeit organisieren und als Gesellschaft zusammenleben. Kirche ist eingebettet in die sie umgebenden wirtschaftlichen und sozialen Strukturen.



FOTO: OHSURIYA / ADOBE STOCK

Von Erik Händeler

Publizist

Wer die Arbeitsprozesse verändert, der verändert Machtverhältnisse, Erfolgsmuster und das nötige Verhalten, um produktiv zu wirtschaften. Auch die Kirchenorganisation trägt dann nicht mehr und bröckelt, die bisherigen Antworten erscheinen nicht mehr schlüssig, Zweifel und neue Fragen nagen am ausformulierten Glaubensgebäude. Bis sich die Gesellschaft auf einem höheren Ressourcenniveau und auf einer Ebene höherer Komplexität neu stabilisiert hat – und die Kirche qualitativ besser und wirkmächtiger ist als zuvor.

200 Jahre Industriegeschichte hindurch haben wir die materiellen und energetischen Arbeitsprozesse verbessert, doch das ist weitgehend durchrationalisiert. In der Wirtschaft geht es zunehmend weniger um den

Einfluss von Technik auf den Erfolg als vielmehr um die Frage, wie produktiv Menschen zusammenarbeiten und Wissen anwenden. Denn drei Mittelmäßige, die gut zusammenwirken, sind viel produktiver als der Super-Crack, bei dem es leider nicht gelingt, die Ergebnisse der Arbeitsteilung zusammenzuführen. Deswegen investieren Unternehmen stärker in Persönlichkeitsbildung, Sprachfähigkeit und eine konstruktive Führung. Das ist genau das, worum es im Glauben geht: Kommunikation – in der Gemeinschaft, in der Verkündigung, im Gebet, im Apparat und im Gemeindeleben. Es ist also gut, wenn wir uns jetzt im aktuellen Strukturwandel auch von theologischem und organisatorischem Ballast anderer Zeiten trennen, der Kommunikation zwischen Gläubigen behindert, und neu auf den Kern des Evangeliums schauen.

Worum geht es da? Was ist im Angesicht Gottes wichtig? Zwei-Punkt-Christen geraten da an ihre Grenzen: Die reden nur über Zölibat und Frauenpriestertum. Oder über Abtreibung und Homosexualität. Oder nur noch über Klimaerhitzung. Für eine neue Kirche braucht es als erstes eine ehrliche Debatte, was „christlich“ denn eigentlich bedeutet. Machen mich die Sakramente zum Christen? Oder das Bekenntnis? Können Trump-Unterstützer Christen sein? Oder jene, die dem orthodoxen Patriarchen Kyrill in seiner Haltung zum Leben und zum Krieg folgen? Meine Ahnung aus dem Evangelium ist, dass es vor Gott um mein Verhalten gegenüber anderen geht. Das Himmelreich kann ich mir nicht verdienen, soviel habe ich als Katholik auch verstanden. Aber wie sich jemand in den zahlreichen Konflikten im Leben und in der Arbeit, bei knappen Ressourcen und überschneidenden Interessen verhält, ob jemand fair streitet mit offenem Visier oder hinterhältig zur Vernichtung des anderen, das kann sich erst jetzt in den Prozessen der Wissensarbeit so richtig zeigen. Kein Bauer des Mittelalters und kein Industriearbeiter an der Stanzmaschine wurde ethisch so gefordert wie der Wissensarbeiter, der ständig reflektieren muss, ob nicht der andere recht hat, warum er ihn nicht mag und ob er egoistisch handelt. Die Kirche, die neu entsteht, wird sich an den Verhaltensweisen der Wissensarbeit orientieren und so dem Evangelium wieder einen Schritt näher kommen.

WISSENSARBEIT BENÖTIGT NEUES VERHALTEN

Alle Fachgebiete sind so komplex geworden, dass sie ein einzelner nicht mehr überblicken kann. Nie waren wir so angewiesen auf das, was andere wissen. Wenn jemand in der Firma dann nur von seiner Kostenstelle her denkt und von seiner Karriere, dann wird er Herrschaftswissen für sich behalten und so das ganze Projekt schädigen, ja vielleicht sogar scheitern lassen. Eine am Eigennutz ori-

enterte Kultur, die die Wirtschaftswissenschaftler und sogar die Wirtschaftsethiker vielfach als gegeben hingenommen haben, ist in Zukunft weder produktiv, noch entspricht dieses Bild den tatsächlich da draußen herumlaufenden Menschen. Die haben erkannt, dass sie den Gesamtnutzen vom Zulieferer bis hin zum Kunden verfolgen müssen, wenn das Unternehmen überleben soll.

Um Millionen Euro teure Investitionsentscheidungen treffen zu können, müssen Verantwortliche eine möglichst realistische Sicht der Wirklichkeit haben. Doch weil Menschen dabei ihre Wahrnehmung eher anpassen als ihre Meinung zu ändern, besteht die Gefahr, am tatsächlichen Bedarf vorbei zu handeln. Deswegen wird in Unternehmen dafür gesorgt, dass möglichst viele Köpfe auf das Projekt schauen. Transparenz ist wichtig, damit alle nachvollziehen können, aus welchen Gründen welche Entscheidungen getroffen werden – damit sie ihr Spezialwissen einbringen können, das teure Fehler vermeidet. Dass sie Kritik üben, ist erwünscht, um die eigene Entscheidung gegen jeden Einwand wasserdicht zu machen.

Kommt es zum Streit, welche technische Lösung die Bessere ist, sind Emotionen in Ordnung, weil sie das „Warum“ transportieren sowie eine Fülle von Informationen, die sich auf die Schnelle gar nicht versprachlichen lassen – solange immer nur eine Seite emotional ist. Wenn zwei Abteilungsleiter zerstritten sind, fehlt die Information, die man gebraucht hätte, um den großen Kundenauftrag zu bekommen – deswegen gibt es einen ökonomischen Druck, sich auszusprechen und zu versöhnen.

Bei Meinungsverschiedenheiten stellt sich die Frage: Hält man zu seinem Freund oder zu demjenigen, der inhaltlich die besseren Argumente hat? Setzt sich die Fachfrau durch oder der mit dem besseren Draht zum Vorstand? Am freien Markt überlebt eine Firma nur, wenn sie ausreichend produktiv ist. Damit verschwinden die, in denen persönliche Beziehungen, Status und Macht wichtiger sind als Sachargumente; umgekehrt bedeutet das, dass in der Wirtschaft ein Kulturwandel stattfindet, in der langfristig Inhalt an

erster Stelle kommt, an zweiter die Verantwortlichkeit und erst an Dritter die persönliche Beziehung. Das ist eine Kultur, in der der einzelne nicht in die Konformität einer Gruppe gezwängt wird, und das ist auch nicht mehr die Zeit der individualistischen Ellenbogen-Selbstverwirklicher. Produktiven Umgang mit Wissen gibt es nur in einer Kultur, in der der einzelne sich in Freiheit entfalten kann, um diese für das Gesamte einzusetzen. Das ist eine neue Arbeitskultur und sie macht Hoffnung auf das Evangelium, das sich in der Weltgeschichte erst allmählich entfaltet: Wahrhaftigkeit und Transparenz, Demut, Versöhnungsbereitschaft; das allmähliche Lernen, in Gemeinschaft zum Gemeinwohl zusammenzuwirken.

KIRCHE IN STRUKTUREN FRÜHERER ZEITEN

Und in der real existierenden Kirche? Die funktioniert als absolutistische Monarchie, in der der Bischof theoretisch die alleinige Macht hat: er delegiert sie, kann die vielen Angelegenheiten aber gar nicht verfolgen; so entscheiden oft persönliche Amigo-Beziehungen die Konflikte. „Rom“ hat gesprochen, oder „das Ordinariat“; aber wer jetzt was warum entschieden hat, lässt sich meist nicht feststellen oder beeinflussen. Mit der mangelnden Transparenz fehlt auch die nötige Qualität hinter Entscheidungen, die intern nicht breit diskutiert und vorbereitet werden. Foren, in denen unzufriedene Gläubige aus den Gemeinden oder Kirchenmitarbeiter ihre Kritik vorbringen können, fehlen; und wenn es sie gibt, haben sie keine Relevanz. Kritik am Bischof oder am Pfarrgemeinderatsvorsitzenden ist nicht als Verbesserung willkommen, sondern eher Majestätsbeleidigung; früh wird man sozialisiert, bei kritischen Eingaben eher keine Antwort zu bekommen oder deutlich zu spüren, dass man sich unbeliebt macht. Mitarbeiter äußern ihre Kritik hauptsächlich hinter vorgehaltener Hand, um sich nicht zu schaden. Am Ende ist die systemische Vertuschung des sexuellen Missbrauchs nur ein Symptom eines viel schlimmeren Problems: Dass die Kirche in den sozio-ökonomischen Strukturen früherer Zeiten atmet. Im richtigen Leben ist ein Weiter-

bildner hoch angesehen, je besser es ihm gelingt, Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern Inhalte zu vermitteln, neue Lösungen aufzuzeigen und emotional aufzurichten, und das gelingt am besten in einem diskursiven Gespräch. Die Kirche dagegen hat die Universitätstheologie an die Spitze der Nahrungskette gesetzt, deren Blähsprache und statusorientiertes Verhalten den Bischof und die Professorenkollegen bedient, anstatt den Menschen in ihrem Glauben und Kirchenleben zu helfen, zu nützen und zu motivieren. Das alles haben die Menschen nicht mehr mitgemacht und sind einfach gegangen, obwohl sie an Gott glauben und sich gerne für sein Reich engagieren; das tun sie nun woanders.

DER WEG ZUR NEUEN KIRCHE

Die Themen der Wissensarbeit sind auch die des Evangeliums; die neuen Strukturen der Kirche werden sich daran orientieren, wie Wissen produktiv angewendet werden kann. Käme Bonifatius heute nach Germanien, er würde mit diesen Themen seine Mission beginnen. Das Problem ist, dass das Thema „Wirtschaft“ für die Mehrheit der Berufskirchenleute „böse“ ist und sie nur bereit sind, es unter dem Aspekt von Profitgier und Ausbeutung in Südamerika zu diskutieren, nicht aber als gestaltende Kraft der Gesellschaft.

So bleibt die Kirche sprachlos gegenüber der Lebenswirklichkeit von 45 Millionen sozialversicherungspflichtig Beschäftigten in Deutschland. Die sehen ihre Arbeit als Beitrag, die Probleme der Welt zu lösen und sie zu verbessern. Dabei müssen sie vor allem ihre Kommunikation mit der Chefin und dem Chef und mit Kolleginnen und Kollegen meistern.

Dass die Kirche sie dabei alleinlässt, zeigt sich an den Modebuddhas in den Managerbüros, den „Bestellungen an das Universum“ oder einer individualistischen Selbstoptimierung. Bei der Industrialisierung hat die Kirche zwei Generationen gebraucht, bis sie ihre Sprachlosigkeit überwunden hatte. Diesmal, in den Strukturen der Wissensarbeit, sollte es nicht wieder so lange dauern.

*** Dieser Text ist eine Kurzfassung. Die Originalversion lesen Sie unter www.gemeinde-creativ.de.**

Zurück zu den Wurzeln Hausgemeinden



FOTO: WIN / ADOBE STOCK

Speziell seit den jüngsten Ausnahmezeiten scheint Bewegung in die Strömung der sogenannten Hausgemeinden gekommen zu sein: Biblisches Prinzip, Apostelgeschichte, die ersten Christen. Was es genau bedeutet, eine Hausgemeinde zu sein, und wie das praktisch gelebt werden kann, dem will sich dieser Beitrag annähern.

Von Diana Schmid

Freie Journalistin

Wo zwei oder drei sich im Namen Jesu versammeln, ist er mitten unter ihnen. Das trifft auf Hausgemeinden zu. Meist sind sie eigenständig, bestehen aus zwei bis acht Personen. Werden es sehr viel mehr, wird geteilt. Wichtig zu differenzieren ist, dass eine Hausgemeinde kein Haus- oder Bibelkreis ist, sondern Gemeinde, auch mit Abendmahl. Der übliche Versammlungsraum ist das Wohnzimmer.

Die christlichen Gemeindegurzen finden wir in der Apostelgeschichte. Dort erfahren wir im zweiten Kapitel, wie sich die zu Pfingsten gegründete christliche Gemeinde formte, besonders im Hinblick auf die Gestaltung der Gottesdienste. In Vers 42 werden uns als Elemente die Lehre, die Gemeinschaft, das Brotbrechen sowie gemeinsames Beten genannt. Das lässt auf gemeinschaftliches Treffen schließen, das früher oft in Häusern stattgefunden hat.

So könne die Hauskirche bzw. Hausgemeinde als die urchristliche Gemeindeform angesehen werden, sagt Volker J. Blockhaus, Gründer und Verantwortlicher von pistis.org (PISTIS – Initiative Hausgemeinden-

Netzwerk). Hierfür sprächen Stellen in der Apostelgeschichte sowie in den Briefen von Paulus an die Römer, Korinther, Kolosser und Philemon.

Mit der Eingangsbibelstelle sowie dem Hauskirche-Verständnis übereinstimmt Joachim Rauscher: „Hauskirche ist für mich – zumindest im deutschen Kontext – eine kleine, eigenständige Gruppe, die sich zusammengefunden hat und in einem Haus trifft, um Apostelgeschichte 2,42 zu praktizieren (Lehre, Brotbrechen, Gemeinschaft, Gebet).“ Seit 2003 ist er Teil der Gemeindeleitung Christliche Gemeinde Reutlingen, wobei er zwischen 2005 und 2012 eine Gemeinde-Gründungsinitiative in Ostdeutschland betreut hat und in dieser Zeit Hauskirche erlebte.

Die Definition „Hauskirche“ bzw. „Hausgemeinde“ sei für ihn nicht eindeutig und hinge ab von dem, der das Wort verwende – doch würde wohl dasselbe darunter verstanden. Blockhaus zufolge sei die Hausgemeindebewegung in Deutschland noch nicht sehr verbreitet, allerdings steige die Nachfrage nach Hausgemeinden beständig.

Sind regional mehrere Hausgemeinden vorhanden, seien auch Netzwerktreffen denkbar. Interessant ist, dass zumeist die Haus-

gemeinde die geistliche Heimat ausmacht, es aber freigestellt ist, zusätzlich eine andere Gemeinde oder Kirche zu besuchen. Rauscher schildert den Eindruck, dass die Zahl der Hauskirchen in den letzten Jahren zugenommen habe, hier allen voran bei Christen, die keine geistliche Heimat mehr hätten.

VIELE VORTEILE, ABER AUCH BIBLISCHE UMSICHT NÖTIG

Als Vorteile sieht Blockhaus aufgrund der kleinen Größe einer Hausgemeinde den Anreiz zur aktiven Beteiligung sowie die entstehende starke kleine Gemeinschaft, in der Hilfe und Vertrautheit geboten werden. Wichtig sei aber, dass sich hier jeder mit der Bibel vertraut macht, sodass die Gruppe bibelorientiert arbeiten und wachsen kann. Rauscher findet, dass das Neue Testament eindeutig sei, dass es – egal wie groß die Kirche ist – eine eindeutige Leitung geben müsse. Als Vorzug sieht er, dass weder Gebäude noch eine große Verwaltung nötig seien und eine große Flexibilität bestehe. In Verfolgungszeiten /-gebieten könne man sich dennoch treffen, ohne groß aufzufallen.

Abschließend bleibt festzuhalten, dass man sich in Bezug auf eine Hausgemeinde nicht unbedingt die Entweder-oder-Frage stellen muss. Man kann sie ergänzend sehen zur regulären Gemeinde oder als Hauskirche statt regulärer Gemeinde. Womöglich vermag sie Gläubigen wichtigen Halt zu geben in Zeiten, in denen andere Gotteshäuser ihre Türen verschlossen halten.

Seit Mai 2022 tuckert das kirchliche „Café Luja“ durch die Lande

„Wow, ist das cool!“

Es kann auf einer städtischen Flaniermeile stehen. Im Pfarrhof. Oder auf einem privaten Grundstück. Wo auch immer das mobile „Café Luja – Unsere Ape Maria“ in der Region Ingolstadt auftaucht, sorgt sie laut Regine Morich vom Projektteam für einen „Wow-Effekt“.

Von Pat Christ

Freie Journalistin

„Die Leute sind erstaunt, dass die katholische Kirche etwas so Cooles macht“, lacht die Pfarrgemeinderätin von Wettstetten. Seit Mai 2022 ist das „Café Luja“ in Form eines weinroten, dreirädrigen Ape-Kleintransporters unterwegs.

Rund um das Gefährt ist bei einer Tasse Kaffee Smalltalk möglich, es kann aber durchaus auch zu Gesprächen kommen, die unter die Haut gehen. Das Team des Pfarreiverbands Hepberg-Lenting-Wettstetten als Betreiber des „Cafés Luja“ hat mit seinem Angebot nicht zuletzt Menschen im Blick, die der Kirche kritisch gegenüberstehen. Am Rande eines Kongresses in Ingolstadt erlebte Regine Morich durch das mobile Café, wie viele Menschen nach wie vor von kirchlichen Themen bewegt wer-

den. „Natürlich wird oft über die Kirchenskandale geredet“, sagt sie. Aber auch das sei gut. Dass man sich darüber einmal aussprechen kann.

KIRCHE KANN AUCH MODERN

Im „Café Luja“ muss jedoch nicht zwingend über die Kirche, über Gott, den Glauben, Jesus Christus oder das Evangelium gesprochen werden. Dem Organisationsteam, dem neben Regina Morich auch Daniel Hartl aus Hepberg und Franziska Hofmann aus Lenting angehören, genügt es, die auffällige Ape mit dem kirchlichen Namen „Café Luja“ durch die Lande tuckern zu lassen. „Sobald die Ape auf der Straße ist, macht sie Werbung für die Kirche“, so Morich. Vor allem werde deutlich: „Kirche kann auch modern.“ Sinn und Zweck des Projekts sei es im Übrigen, nach außen zu signalisieren, dass die Kirche bereit ist, auf die Menschen zuzugehen.

Die kommunale Kindertagesstätte kann das „Café Luja“ genauso anfordern wie die Familie, die den 80. Geburtstag des Großvaters ausrichtet. „Wir unterscheiden zwischen externen und internen Terminen“, so Regine Morich. Intern kommt die „Ape Maria“ zum Beispiel nach einem Gottesdienst oder beim Auftritt des Nikolauses zum Einsatz. Extern kann sie, nebst Barista, an Interessierte vermietet werden. Dadurch werden Ausgaben, etwa für die Versicherung oder für Reparaturen, finanziert. Das Projekt selbst, also die Anschaffung und der Umbau der Ape, wurden vom Fachbereich Pastorale Innovation und Konzeption des Bistums Eichstätt zu 90 Prozent gefördert.

SICH DURCH APE MARIA DER KIRCHE ZUWENDEN

Auch wenn dies der Konzeption des Projekts zufolge nebensächlich ist, fände es Regine Morich schön, würden Menschen durch die „Ape Maria“ animiert, sich der Kirche neuerlich zuzuwenden. „Aber letztlich bekommen wir es gar nicht mit, ob jemand durch das Projekt davon abgehalten wird, auszutreten, oder ob jemand, der ausgetreten ist, dadurch wieder eintritt“, sagt sie. Schön sei, zu sehen, welchen Spaß das Projekt dem Team bereitet. Den drei Hauptverantwortlichen stehen zehn Ehrenamtliche zur Seite, die den in Indien produzierten Kleintransporter Ape 400 fahren und vor Ort Kaffee ausschenken.

Das Projekt beeindruckt im Übrigen nicht zuletzt jene Kaffeefans, die nur in ausgesuchte Cafés zu pilgern gewohnt sind. Durch die Kooperation mit Tobias Stehle von der Ingolstädter Kaffeerösterei „District Five“ wird Kaffee angeboten, der allerhöchsten Ansprüchen genügt. Über Tobias Stehle kommt das Team bei Anfragen nach einer Vermietung auch an erstklassige Barista.



FOTO: ANNE GÜLICH

Daniel Hartl und Regine Morich laden mit dem „Café Luja“ zu Gesprächen ein.

Die Gemeinde der Zukunft

Die Zahl der Kirchenaustritte steigt, die der Gottesdienstbesuchenden sinkt. Viele Menschen fühlen sich von der Institution Kirche nicht mehr angesprochen. Aber wie müsste sich Kirche entwickeln, um wieder ein attraktiverer Ort für das Praktizieren christlichen Glaubens zu werden? Fünf Personen zeichnen ihre Zukunftsbilder.

Von Sarah Weiß

Freie Journalistin

Brigitte Fingerle-Trischler ist die Vorsitzende des Pfarrgemeinderates Sankt Albert in München-Freimann und war schon in ganz jungen Jahren Mitglied des allerersten Pfarrgemeinderats der Gemeinde. In ihren Augen meinen es im Unterschied zu früher die Menschen, die heute in der Kirche bleiben und an den Gottesdiensten teilnehmen, ernster mit dem Glauben und gehen nicht nur aus Konvention in die Kirche. „Ich meine damit, dass die Leute wirklich im Glauben an einen persönlichen Gott einen Anker finden im Leben und sich nicht von täglichen Stimmungen und Strömungen hierhin und dorthin wenden lassen. Sonst hat unser Glaube wenig Sinn, wenn wir durch ihn nicht dazu bereit sind, Gutes zu tun, uns füreinander zu öffnen.“ Ändern muss sich Kirche in den Augen der 73-Jährigen aber auf jeden Fall: „Was wirklich noch total fehlt, ist das Verständnis, dass wir und jeder einzelne von uns Kirche sind, und nicht, dass da der Pfarrer ist und der alles machen muss.“

Für sie geht es in ihrer Funktion als Pfarrgemeinderätin zunehmend darum, die Kirchengemeinde im Leben der Menschen präsent zu halten, nach außen zu gehen, sich in der Kommunalpolitik und den sozialen Einrichtungen zu zeigen und zu helfen, wo Menschen in Not sind. Dafür wünscht sie sich auch mehr Unterstützung von der Diözese. Auf klerikaler Ebene wäre sie sofort dafür, dass die Ausbildung der Priester nicht isoliert von der Welt stattfindet. „Was dann natürlich heißen würde, dass man das Zölibat nicht mehr verpflichtend macht. Aber das haben wir nicht in der Hand und es ist

müßig, auf Pfarreiebene viel drüber nachzudenken. Das heißt nicht, dass es nicht wichtig ist, sich dafür zu engagieren, aber das sehe ich nicht als meine persönliche Aufgabe.“ Sie sieht die Zukunft der Kirche auf lokaler Ebene, wo die Geselligkeit einen starken Zusammenhalt stiftet. „Das finde ich eine große Chance und ich denke, dass das auch zukunftsfähig ist. Diese Gemeinschaft auf Begegnungsebene.“

WENIGER GEBÄUDEGEBUNDEN UND MEHR KONTAKT ZU DEN MENSCHEN

Auch für Vitus (15) und Vincent (16) Wandering spielt sich der Glaube nicht zwingend in der Kirche ab. Die beiden Ministranten aus der Pfarrei Sankt Josef in Hohenlinden schätzen die Gemeinschaft unter den Minis, fühlen sich als Jugendliche aber nicht besonders gut in der Kirche aufgehoben. „Sowohl wir als auch andere Jugendliche gehen, wenn wir nicht ministrieren, nur selten in die Kirche, da wir keinen Nutzen darin sehen und es für uns auch kein Ort der Zusammenkunft ist, an dem man sich trifft und Spaß hat.“

Ihren Ministrantendienst üben sie hauptsächlich aus, um den älteren Menschen in der Gemeinde eine Freude zu machen: „Wir bekommen sehr oft das Feedback, wie schön die das finden.“ Kirche sollte in ihren Augen weniger gebäudegebunden sein und mehr Aktivitäten, insbesondere mit ihren jüngeren Mitgliedern, durchführen. Die beiden wünschen sich zum Beispiel einen Kletterausflug. Und die Pfarrer sollten herzlicher und greifbarer sein, mehr Kontakt zu den Menschen suchen. Unabhängig davon gibt ihnen ihr Glaube Halt. Sie vertrauen auch in schwierigen Lebenssituationen auf Gott und beten – wenn auch nicht unbedingt

in der Kirche. Radikal fällt ihr Urteil zur Kirche als Institution aus: „Daran sehen wir nichts Positives. Sie definiert nicht zwingend unseren Glauben, da wir auch an Gott glauben können, ohne wöchentlich in die Kirche zu gehen.“

MEHR AUTONOME GRUPPEN WIE IN DER URKIRCHE

Kurt Bortel betitelt sein Zukunftsbild der Kirche mit der Überschrift „Gemeinsam berufen und gesandt“. Der Pfarrgemeinderatsvorsitzende der Kirchengemeinde Sankt Johannes der Täufer aus Taufkirchen bei München vermutet, dass die Kirche der Zukunft von mehreren Gruppen von Verantwortlichen geprägt sein wird. Sie setzen sich aus hauptamtlichen pastoralen und ehrenamtlichen Mitarbeitern zusammen, wobei auch Frauen Leitungsfunktionen ausüben. Er vermutet eine Entwicklung analog zur Urkirche mit autonomen Gruppen, da ein Priester vermutlich nur noch in größeren Zeitabständen vorbeikommen kann. Doch auch das herkömmliche Bild einer „Versorgungskirche“ wird seiner Meinung nach vertreten sein und auch den Personenkreis versorgen, der nur noch gewisse „Dienstleistungen“, wie Taufe, Kommunion, Firmung, Hochzeit oder Beerdigung in Anspruch nehmen will. Ältere Gemeindemitglieder und traditionelle Vereine könnten ihre Probleme damit haben, dass nun andere Personen in die Rolle des Priesters beziehungsweise hauptamtlichen Mitarbeiters schlüpfen.

Bortel weiß: Um dieses Spannungsfeld beherrschen und wahrnehmbar zu halten, erfordert es bei allen Beteiligten eine hohe Toleranz für die verschiedenen Auffassungen und Lebensentwürfe. „Wir brauchen eine klare, wertschätzende Kommunikation unter den Betroffenen, gepaart mit einem Grundwissen von komplexen Soziosystemen und der Bereitschaft sich permanent damit auseinanderzusetzen.“ Der gemeinsame Glaube darf in verschiedenen Ausprägungen und Intensitäten ge-



FOTO: WAUPEE / ADOBE STOCK

Raus aus dem Kirchengebäude bedeutet nicht, raus aus der Kirche. Jugendliche wünschen sich mehr Aktivitäten, Kirche da, wo sie selbst gerne sein wollen, beispielsweise bei einem Kletterausflug.

lebt werden. So erhofft er sich, die Menschen wieder mit und in ihrem Alltag zu erreichen. Doch die Entwicklung birgt auch Risiken: „Es besteht die Gefahr eines Gemischtwarenladens, der auch abschrecken kann. Daher müssen wir den Auferstandenen mit seinem Wirken und Worten ins Zentrum des Handelns stellen und uns immer wieder ins Gedächtnis rufen, dass der Glaube das Band ist, das alles zusammenhält.“

EINFACHHEIT UND WEITE – ZURÜCK ZU DEN QUELLEN

Für den Bischöflichen Beauftragten für Geistliches Leben im Bistum Augsburg, Christian Hartl, darf sich die Kirche der Zukunft wieder mehr an dem Bezugsrahmen orientieren, den die Apostelgeschichte vorgibt. Dort wird die Gemeinde idealtypisch

als ein lebendiges „Wir“ beschrieben, das heißt als eine Gemeinschaft, in der ein guter Geist spürbar ist. Es gibt keinen, der Not leidet, denn man teilt miteinander und hat die Armen im Blick. Die Gebete und Gottesdienste werden „in Freude und Lauterkeit des Herzens“ gestaltet. Und man spricht über die Auferstehung Jesu, gibt Zeugnis von seiner inspirierenden Präsenz. Hartl ist überzeugt: „Dieses Zeugnis ist kraftvoll, denn es geht um die eigenen Glaubenserfahrungen und Überzeugungen.“ Er ist dankbar dafür, dass er als Seelsorger in vielen Gemeinden Facetten dieser vier Grunddimensionen wahrnehmen konnte – mal mehr, mal weniger deutlich. Als Hauptgeschäftsführer des Ost-Europa-Hilfswerkes Renovabis wurde ihm auch mancher Einblick in Ortskirchen anderer Länder

geschenkt. Zurückgekehrt in die eigene Diözese denkt er: „Wir dürfen als Kirche ursprünglicher, einfacher und herzlicher leben.“ Heißt im Klartext: Kirche in Deutschland ist sehr gut organisiert, manchmal auch recht bürokratisch, sie bewegt sich – wie Bischof Kamphaus das vor Jahrzehnten schon formuliert hat – „mit Volldampf im Leerlauf“. Deshalb zurück zu den Ursprüngen! Außerdem waren Einfachheit und Weite zu Beginn charakteristisch für das Christentum, so Adolf von Harnack. Und herzlicher: Weil im herzlichen Miteinander von Menschen etwas vom belebenden Geist des Evangeliums aufleuchtet. „War nicht das Zweite Vatikanische Konzil von dem Grundsatz geprägt: ad fontes – zurück zu den Quellen? Das ist meines Erachtens eine gute Devise.“

Ein Mythos oder die Herausforderung differenzierter Betrachtung

Gemeindeleitung in Lateinamerika

Immer wieder wird wie selbstverständlich davon gesprochen, dass in Lateinamerika Laien oder auch Ordensschwestern kirchliche Gemeinden leiten und gar taufen. Dies mit einem gewissen Leuchten in den Augen!

Von Alexander Sitter

Diözese Würzburg, Referent „Weltkirche“ für Lateinamerika und die Zusammenarbeit mit den Hilfswerken.

Sicher gibt es diese Konstellationen, in der getaufte Frauen und Männer und überwiegend Ordensfrauen einen gestuften Anteil an der Leitung des Klerus haben.

Eine Erklärung dafür ist, dass die Distanzen in den weitläufigen Regionen Mittel- und Lateinamerikas so groß sind und dort selten ein Priester vorbeikommt. Oder dass es einfach zu wenige von ihnen gibt.

Diese Tatsache macht es notwendig, kirchliche Gemeinden und Gemeinschaften mit denen zu gestalten, die vor Ort sind. Es geht darum, die Dienste wie Verkündigung, konkretes Nothelfen, Voranschreiten, Lehren, Zeremonie, Initiativen und auch Leiten zu vergeben.

IN BEZIEHUNG UNTERWEGS SEIN

Nicht defizitär betrachtet existiert(en) „Equipen“ aus Seelsorgerinnen und Seelsorgern, die sich gut verstehen und deren missionarische/pastorale Absicht für alle klar ausgesprochen ist.

Aufgaben und pastorale Herausforderungen werden auf dieser Basis – gute Beziehung und klare Absicht – hierarchiefrei, gar geschwisterlich verteilt und angegangen.

Jede und jeder hat seine Rolle, entsprechend seines Amtes und

der Befähigung, einen Dienst zu übernehmen.

Alte Schwarz-Weiß-Fotografien von Missionarinnen und Missionaren zeigen diese Harmonie: eine Gruppe von Frauen und Männern, die sich verstehen und missionarisch tätig sein wollen. Solche Teams schaffen es, für den Glauben zu begeistern, und sie öffnen Räume, das Leben zu gestalten.

ANTEIL GEBEN UND HABEN

In der Abgeschiedenheit Amazoniens oder des andinen Hochlandes mutet es einfacher an, die Seelsorge wie beschrieben zu organisieren und Anteil an der sogenannten Gemeindeleitung zu nehmen.

Eine andere „lateinamerikanische Wirklichkeit“ sind städtische Pfarreien oder auch stadtnahe Gemeinden. Dort haben sich Koordinatorinnen, Koordinatoren, Animatorinnen und Animatoren etabliert, die mit viel Engagement und Hingabe Menschen in Bewegung setzen und zusammenbringen.

Ihr Anteil an der Leitung der Gemeinde ist begrenzt und nicht vollumfänglich, denn sie haben letztlich keine Entscheidungsbefugnisse und keine wirklich freien Gestaltungsmöglichkeiten.

Das Schlussdokument der Sonderversammlung der Bischofssynoden für das Amazonasgebiet lässt in Absatz 88 erahnen, dass Laien oder Ordensleute nicht originär Anteil an kirchlicher Leitung haben. Dort wird festgehalten: „Es ist höchste Zeit, sich

auf diesen Weg zu begeben, Verantwortlichkeiten vorzuschlagen und zu übernehmen, um Klerikalismus und willkürliche Anweisungen zu beenden.“

DEUTSCHE REALITÄT

In der immer noch gut versorgten deutschen Kirche, in der Entfernungen und fehlende Infrastruktur nicht wirklich ins Gewicht fallen, ist das Thema wie „Gemeindeleitung“ ebenfalls willkürlich.

Die vergangenen Jahre waren ein Auf und Ab von Gemeindeleiterinnen und Gemeindeleitern und Pfarrbeauftragten. Letztendlich liegt die Leitung der Gemeinde, sei sie noch so groß, in den Händen eines Priesters.

Die Zahl der hauptamtlich engagierten Seelsorgerinnen und Seelsorgern wird in den kommenden Jahren stark zurückgehen, ebenso die Zahl der Gläubigen.

Papst Franziskus mahnt zu einem Umdenken und setzt auf die Synodalität der Kirche, um dem näher zu kommen, was „Gott von der Kirche des dritten Jahrtausends erwartet“. Sicher ist es nicht, in der Bedeutungslosigkeit zu versinken!

WIE KÖNNTEN GEMEINDEN GEDEIHEN?

Vielleicht greift die immer wieder ähnlich gestellte Frage nach Leitung einfach zu kurz. Kann es sein, dass die Frage um das Wie bzw. der Haltung bedeutender ist, als die nach dem Wer leitet? Wie gestaltet sich Leitung eigentlich: hierarchisch pyramidal oder horizontal, geprägt von guter Beziehung, einer klar definierten pastoralen Absicht, wahrhaftiger Beteiligung und gegenseitigem Vertrauen?

Angelehnt an den lateinamerikanischen Kontext, wo Distanzen in der Kirche gelebt werden, den franziskanischen Synoden, die Wege für die Kirche Amazoniens und der Weltkirche des dritten Jahrtausends suchen, wird kurz die Geschichte der Firma *Pressto* in Lima, Peru umrissen. Grundlage dafür ist die Studienarbeit von Berta de Vicente Garcia, Polytechnische Universität Madrid, die den Prozess der Transformation analysierte.

INHABER AUF DISTANZ ODER DELEGATION ALS WILLKÜR

Olivier Gesbert – Gründer und Inhaber der Wäschereikette mit rund 100 Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen – musste aus verschiedenen Gründen Peru verlassen und zurück in seine Heimat Frankreich.

Seine Firma übergab er an seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und delegierte Aufgaben und Verantwortungsbereiche. Mittelfristig zeigt sich, dass sie keine weiteren delegierten Aufgaben annehmen wollten. Diese würden keine Freiheit lassen, die Aufgaben selbst zu gestalten. Vielmehr wurden sie als Anweisungen, gar als Befehle betrachtet. All das führte dazu, dass die Firma in Schiefelage geriet.

ECHTER WILLE ZUR BETEILIGUNG

Gesbert fühlte sich seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verpflichtet und sah sich ihnen gegenüber in der Verantwortung. Gleichzeitig sah er es als Herausforderung an, die Zukunft der Firma nicht einfach aufzugeben. Folglich kam es zu den nächsten intuitiven Schritten. Sie gingen in Richtung Selbstverwaltung und das in einer Umgebung „in der Angestellten im Allgemeinen nicht getraut werden kann“.

Eine kleine Gruppe von fünf Personen – von denen im Verlauf keiner die pyramidale Spitze besetzen wollte – legte einen Plan vor, in dem der Eigentümer nicht mehr vor kam. Trotzdem entschloss er sich, den Angestellten zu vertrauen.

Die Analyse arbeitete fünf Schritte heraus, die dazu führten, dass seine Vision aufging:

1. Eine klare Absicht bzw. Zweck: „Die Kleidung unserer Kunden so



FOTO: JULIE / ADOBE STOCK

Große Distanzen und fehlende Priester machen es notwendig, kirchliche Gemeinden und Gemeinschaften mit denen zu gestalten, die vor Ort sind, nicht selten Ordensfrauen.

behandeln, als wäre es die eigenen.“ Kurz und bündig und mit wenig Deutungsspielraum!

2. „Ermöglicher“ von Beteiligung sein
3. Dezentralisierung
4. Transparenz
5. Kein erzwungener Wandel

VOM MYTHOS INS DRITTE JAHRTAUSEND

Der zu Beginn beschriebene Mythos der geteilten Verantwortung für die Seelsorge, welcher sich auf den alten Schwarz-Weiß-Fotos der Equipen der Missionarinnen und Missionare zeigt, kann durch gute Bedingungen eines Miteinanders umgesetzt werden.

Förderlich scheinen dafür: die gemeinsame Definition der Absicht/ des Zwecks, die Aufteilung der Ver-

antwortungsbereiche und die Benennung der Verantwortlichen und ihrer Rolle, ein gegenseitiges Zuhören und Beraten und eine gute Beziehung zueinander. Die Bedeutung der guten Beziehung soll nicht unterschätzt werden, denn den Rat der Person, die ich schätze, kann nicht komplett außer Acht gelassen werden.

So könnte ein gedeihliches Vorschreiten mit vielen – ehren- und hauptamtlich Engagierten – umgesetzt werden und durch ein gutes Miteinander in die Gesellschaft wirken – weltweit.

*** Weitere Erläuterungen zu den genannten fünf Punkten finden Sie unter www.gemeinde-creativ.de.**

Pure Illusion oder bereits gelebte Erfahrung? Auf dem Weg zur selbstsorgenden Gemeinde

Klimawandel im Ehrenamt

Auf der Suche nach attraktiven Zukunftsbildern von Kirche spielt die Vorstellung von „selbstsorgenden“ Gemeinden eine große Rolle – und zwar nicht nur als Antwort auf den stärker werdenden Rückgang an hauptamtlichen Seelsorgenden, sondern auch aus theologischen Erwägungen.



FOTO: YURY ZAP / ADOBE STOCK

Die Rolle von ehren- und vor allem hauptamtlich Verantwortlichen ist nicht hoch genug einzuschätzen.

Von Stefan Heining

Fortbildung und Begleitung im
Bistum Würzburg

Es ist ein ansprechender Gedanke, dass möglichst viele Christinnen und Christen zusammen mit anderen ihre eigenen Möglichkeiten in die Hand nehmen und am Auftrag von Kirche selbst aktiv mitarbeiten. Und: Es ist ja auch ein ungemein ansprechendes Bild von einer selbstsorgenden Gemeinde, wenn ich es mir in bunten Farben vorstelle! Gemeinden, die so viel Engagement hervorbringen, dass nur mit Mühe jede und jeder einen eigenen Arbeitsbereich findet. Oder auch: Gemeinden, die sich sorgen, sich also Sorgen machen um alle Menschen, die in irgendwelchen Nöten sind – ganz im Sinne Jesu und

seiner Hinwendung zu Ausgegrenzten und Unprivilegierten und dann als Gemeinde tatkräftig anpacken und wenn möglich Abhilfe schaffen.

Bei aller Attraktivität eines solchen Gemeindebildes ist das freilich auch eine handfeste Überforderung. Wer hat so etwas je erlebt oder davon jemals gehört? – Bis vielleicht auf das Beispiel der Jerusalemer Urgemeinde aus der Apostelgeschichte (wer nachlesen möchte: Apg 2,37-47). Doch auch dort ist das vielmehr ein Ideal als eine realistische Darstellung frühchristlicher Gemeinden aus dem ersten Jahrhundert. Doch auch dort ist das vielmehr ein – freilich sehr ansprechendes – Ideal als eine realistische Darstellung frühchristlicher Gemeinden aus dem ersten Jahrhundert.

Drei Aspekte scheinen mir dazu

grundsätzlich wichtig: Zum einen geht es um unseren Begriff von „Gemeinde“. Unter *Gemeinde* ist natürlich nicht „alles mögliche“ zu verstehen, doch wird sie hier möglichst weit gefasst. Nicht nur die klassische, territorial verstandene *Pfarrgemeinde*, sondern auch beispielsweise Ortsgruppen von Verbänden fallen daher darunter. Zweitens haben sich die Bedingungen, unter denen sich die meisten Menschen ein Ehrenamt vorstellen können, deutlich geändert: Zeitlich befristet, passend zur eigenen Biographie, möglichst klar beschriebene oder miteinander ausgehandelte Aufgaben und das Erleben von Freude und Sinn sind zentrale Kennzeichen dieses Verständnisses von Ehrenamt. Zum dritten ist faszinierend, wie unterschiedlich selbstständig und selbstsorgend Gemeinden derzeit sind. Es gibt welche, die stark von Hauptamtlichen abhängig sind, andere sind in den letzten Jahren quasi zum Erliegen gekommen und es gibt durchaus Gemeinden, die einen hohen Grad an Dynamik und Selbstorganisation haben. Demnach lässt sich an bereits Vorhandenes anknüpfen und darauf aufbauen. Welche Spuren in diese Richtung könnte es also geben, dass wir mehr selbstsorgende Gemeinden vorfinden?

HOHES ENGAGEMENT

Der letzte Freiwilligensurvey der Bundesregierung von 2019, der seit 1999 alle fünf Jahre erscheint, stellt über die Jahre eine steigende Engagementquote fest: Ohne hier auf Details einzugehen sind – vielleicht überraschenderweise – 39,7 Prozent der über 14-Jährigen in Deutschland demnach ehrenamtlich aktiv. In „Kirche/religiöser Bereich“ sind dabei knapp 7 Prozent der Befragten engagiert, ein Wert, der langjährig stabil geblieben ist. Gespannt kann man auf den Freiwilligensurvey 2024 bli-

cken, der erstmals mögliche Veränderungen durch die Corona-Pandemie berücksichtigt. So gesehen ist die Wohnbevölkerung in Deutschland von vornherein deutlich bereit, ein Ehrenamt zu übernehmen, was sich grundsätzlich auch positiv auf die Bereitschaft für ein kirchliches/religiöses Ehrenamt auswirken kann. Naiv wäre es nun, kritische Faktoren auszublenden, wie schlechtes Image, Reformstau, Rechtfertigungsdruck für Ehrenamtliche oder Rückgang religiöser Bindung bei vielen Menschen. Dennoch – oder gerade wegen der Möglichkeiten und manch guter Erfahrungen: Welche Faktoren sind es außer den bereits angedeuteten, die selbstsorgende Gemeinden entstehen lassen und fördern?

GUTE RAHMENBEDINGUNGEN

Eine der Grundfragen ist, welche Rahmenbedingungen haupt- und übrigens auch ehrenamtlich Verantwortliche für Engagement setzen und aktiv kommunizieren. Prüffragen können da sein: Dürfen sich bei uns nur Menschen engagieren, die sich jahrelang auf ein Ehrenamt verpflichten oder sind wir in der Lage, auch kurzfristige Engagements wirklich zu schätzen? Danken wir Menschen für ein Ehrenamt oder vermitteln wir den Eindruck, dass sie sich eher schämen müssen, wenn sie „schon wieder“ aufhören? Können wir un-

terschiedlich starke Bindungen von Ehrenamtlichen an „die“ Gemeinde zulassen? Suchen wir eher Leute für bereits vorhandene Aufgaben oder fragen wir noch mehr als bisher: Welche Fähigkeiten und Interessen haben Menschen in unserem Umfeld? Und: Was ist es, das die Menschen brauchen, das sie interessiert, sodass „Angebot“ und echte „Nachfrage“ zusammengebracht werden? Immer wieder geht es darum, die Balance zu gestalten aus vorhandenen Gaben und Aufgaben. Denn eine Zukunftsaufgabe für die Motivation von selbstsorgenden Gemeinden ist es, wirklich relevante Aufgaben zu haben. Aktivitäten reduzieren, Dinge mit anderen im Verbund kooperativ angehen und – ja unbedingt! – auch weglassen wird wichtiger werden. In der Wirtschaft und in aktuellen Debatten zur Nachhaltigkeit fällt dabei der Begriff der „Exnovation“. Gemeint ist damit das Fallenlassen von überkommenen Praktiken, Gewohnheiten und Angeboten, um für Neues Platz zu machen.

LEBENDIENLICHKEIT

Damit eine Gemeinde nicht nur eine Aneinanderreihung von Projekten ist, braucht es für Nachhaltigkeit weiterhin eine gewisse Kontinuität. Strukturen werden freilich auch künftig benötigt, doch mehr als bisher auf ihre Lebens- und Sachdienlichkeit

hin befragt werden. Es braucht Vernetzung, Kommunikation, Förderung, den Blick über den jeweiligen Tellerrand hinaus – auch mit regelmäßiger spiritueller Vertiefung, ausgerichtet auf die Frohe Botschaft und Jesus Christus als Mitte unseres Glaubens. Förderlich ist für eine künftige Kontinuität, wenn sich die über Jahrzehnte angestammten Gremien weiterentwickeln, wie das etwa durch neue Satzungen zum Beispiel bei den flexibleren „Gemeindeteams“ im Bistum Würzburg geschieht.

MEHR KNOTENPUNKTE

Bei allem Nachdenken über Zukunftsbilder von Kirche werden wir auch damit umgehen lernen müssen, dass es in einem dynamischen Netzwerk von (selbstsorgenden) Gemeinden größere und kleinere Knotenpunkte gibt, genauso wie dickere und dünnere Fäden – und ebenso Lücken, die ihrerseits auch wieder Knotenpunkte werden können. Und noch einmal: Die Rolle von ehren- und vor allem hauptamtlich Verantwortlichen ist nicht hoch genug einzuschätzen. Wer eine selbstsorgende Gemeinde fördern will, muss eventuelle Kontrollfantasien zurücknehmen, eventuelles Konkurrenzdenken überwinden und eine gewisse Unklarheit akzeptieren; und im Vertrauen darauf, dass das Gute geschieht, Platz machen und Räume eröffnen.



GRAFIK: VECTORMINE / ADOBE STOCK

Was ist es, das die Menschen brauchen, das sie interessiert, sodass Angebot und echte Nachfrage zusammengebracht werden?

Klerikal bis in die Spitzen

Klerikalismus kommt von oben? Das stimmt nicht immer. Auch an der Basis in den Pfarrgemeinden ist er oft noch tief verankert.



FOTO: LIGHTFIELD STUDIOS / ADOBE STOCK

Die Pfarrverbände sind größer geworden, die Verwaltungsaufgaben komplexer – ein Priester kann heute nicht mehr alles leisten wie früher. Damit Gemeinden lebendig bleiben, braucht es mutige und selbstständige Ehrenamtliche und ein gutes Team aus Seelsorgerinnen und Seelsorgern.

Von Alexandra Hofstätter

Kommissarische Geschäftsführerin des Landeskomitees der Katholiken in Bayern

Die Rede von der „selbstsorgenden Gemeinde“ ist nicht mehr neu. Und doch, so richtig verwirklicht ist sie vielerorts noch nicht. Es gibt Pfarrgemeinden, die organisieren sich schon seit vielen Jahren selbst. Zumeist aus der Not heraus geboren, weil man schon in der Vergangenheit längere Zeit ohne Priester war – oder auch, weil Seelsorger diese Selbstständigkeit gezielt unterstützt und gefördert haben – haben sich solche Gemeinden ihr Selbstbewusstsein nicht mehr nehmen lassen. Und das ist gut so!

Andernorts sieht es anders aus. Gemeinden, in denen der Priester

durch die Pfarrgemeinderatssitzung führt und die Einladungen dafür vorbereitet, sind keine Seltenheit. Ehrenamtliche arbeiten dort auf Zuruf des zuständigen Priesters, kommt der nicht, passiert auch nichts.

Allein diese beiden Situationsbeschreibungen zeigen: der Vorwurf, Klerikalismus sei stets „von oben“ – was auch immer genau dieses „oben“ sein mag – übergestülpt, ist falsch. Vielfach sind es die Engagierten in den Pfarrgemeinden, die sich nicht von alten Mustern lösen können oder wollen, die ihre Dienste dann verrichten, wenn sie vom Priester „aufgetragen“ werden.

ANGEBOT UND NACHFRAGE

Auch „selbstsorgende Gemeinden“ funktionieren nur in einem guten

Miteinander von Haupt- und Ehrenamtlichen, von Seelsorgern und Laien – das versteht sich von selbst. Ein Priester, der seine Aufgabe ernst nimmt, wird jedoch dem Engagement der Ehrenamtlichen nicht im Weg stehen, sondern es vielmehr befördern – und vermutlich auch dankbar sein, wenn Aufgaben auf mehrere Schultern verteilt werden. Daher sollten Ehrenamtliche nicht abwarten und zögern, sondern von sich aus Ideen einbringen und sich zu deren Umsetzung anbieten.

Die Zeiten, in denen „der Herr Pfarrer“ nahezu jeden Gottesdienst in der Gemeinde selbst zelebriert hat, den Religionsunterricht samt Erstkommunion- und Firmvorbereitung verantwortet, jede Sitzung der örtlichen Kolpingfamilie, des Frauenbundes besucht und an so gut wie jeder wichtigen Veranstaltung der Gemeinde teilgenommen hat, in denen er die alten und kranken Menschen in den Heimen genauso regelmäßig aufgesucht hat wie die Kinder in den Kindertagesstätten, sich um Jugendarbeit ebenso gekümmert hat wie um die jungen Familien, jedem Neuzugezogenen einen Besuch abgestattet und den Kontakt zu Angehörigen Verstorbener gesucht hat – diese Zeiten sind vorbei. Priester mussten in den vergangenen Jahren lernen, zu delegieren – an andere Seelsorgerinnen und Seelsorger in ihrem Team, an Verwaltungsleiterinnen und Verwaltungsleiter und eben auch an Ehrenamtliche. Die Gemeinden müssen diese Delegationen aber auch akzeptieren. Den Pastoralreferenten, der die Alten und Kranken besucht, ebenso wie die Religionspädagogin, die die Kinder und Jugendlichen in Kindergarten und Schule an den Glauben heranführt und auf die Erstkommunion vorbereitet, und die Ehrenamtlichen, die liturgische Feiern gestalten und sich sozial und gesellschaftliche engagieren. Und sie müssen lernen, dass diese Angebote nicht „die zweite Wahl“ sind, sondern ein wichtiger Schritt auf dem Weg zu einer synodalen Kirche.



FOTO: KNA

Zukunftsbilder der Kirche

P. Alfons Friedrich

Von P. Alfons Friedrich

Geistlicher Beauftragter des
Landeskomitees der Katholiken in Bayern

Über Zukunftsbilder der Kirche nachzudenken, ist das eine; Kirche vor Ort in der Gemeinde kreativ zu gestalten das andere. Derzeit geschieht beides. Synodale Räte diskutieren um eine Zukunftsfähigkeit der Kirche in unserer Gesellschaft und ringen um zentrale Fragen. Die Abschlussitzung des Synodalen Wegs in Frankfurt Anfang März lässt bei den einen Hoffnung aufkommen, andere sehen ihre Bedenken bestätigt: neue Herausforderungen, kulturelle Unterschiede, nationale Interessen, theologisches Lagerdenken in zentralen Fragen.

Manchmal mag man irritiert sein, wie wenig von diesen Diskussionen in der Gemeinde vor Ort ankommt. Nicht dass kein Interesse daran bestände, wie die Zukunft der Kirche aussieht. Aber oft ist es eine gewisse Müdigkeit, sich immer wieder neu an Themen abzuarbeiten, die dann in der Umsetzung scheitern. Inhaltliche Auseinandersetzungen über theologische Herausforderungen sind vor Ort ebenso wichtig, aber um zielführend zu handeln, müssen gerade die konkreten Herausforderungen der Menschen eines Sozialraums im Vordergrund stehen.

Die Gemeinde als Ort der Begegnung ist einladend, offen für alle, gastfreundlich. Das Problem ist oftmals eine gewisse „Burgenmentalität“ vor Ort, die keine niederschweligen Zugänge ermöglicht. Begegnung lässt sich nicht gänzlich steuern. Begegnung ist immer ein Wagnis und eine Herausforderung. Aber in der Begegnung geschieht Dialog, Auseinandersetzung und es entsteht Neues.

Die Gemeinde als Ort der Beratung geht auf die Notsituationen der Menschen vor Ort ein. Sie ist mit entsprechenden Anbie-

tern vernetzt und wird so zu einer Anlaufstelle im Sozialraum für Unterstützung und Beratung. Damit öffnet sich die Gemeinde den sozialen Herausforderungen, sie schafft Möglichkeiten für Menschen, die auf der Suche nach Hilfe und Unterstützung sind. Die Gemeinde als Ort der Bildung greift das Bedürfnis nach lebenslangem Lernen auf. Dabei geht es nicht primär um berufsqualifizierende Inhalte, sondern um Persönlichkeitsbildung, religiöse, kulturelle und kreative Bildung sowie gruppenspezifische Angebote beispielsweise für Familien.

Kirche als Ort der Betreuung wartet auf mit räumlichen und personellen Angeboten. In vielen Gemeinden gibt es Krippen, Kindergärten und Horte oder Mittagsbetreuungen, die tagtäglich Eltern eine ganzheitliche Betreuung für ihre Kinder ermöglichen. Nutzen wir die Chancen, mit jungen Familien in den Kontakt zu treten, um Möglichkeiten zu schaffen von Christus zu erzählen, Glauben erfahrbar zu machen, das Leben zu feiern?

Die Gemeinde vor Ort hat eine Zukunft, wenn sie sich in die jesuanische Rolle begibt und anderen mit der Frage begegnet: Was soll ich dir tun? Diese Frage muss ehrlich sein, offen und am Beginn eines Dialogs stehen. Dann wird es auch möglich sein, miteinander unseren guten Gott zu feiern – in schönen Stunden wie an schweren Tagen.

Ein Miteinander von allen Getauften jeden Geschlechts in unterschiedlichen Funktionen und Berufungen entsteht, indem gemeinsam Ausschau gehalten wird, wie die befreiende Botschaft des Reiches Gottes mit der Existenz eines jeden in Verbindung gebracht werden kann. Dann wird das Wort Jesu Christi lebendig: Ich will, dass ihr das Leben habt, und es in Fülle habt! Das sollte der Zukunftsanspruch von Christinnen und Christen und aller sein, die sich festmachen in unserem guten Gott!

„Die Botschaft Jesu ist einfach unschlagbar!“

Ein Interview mit dem Pfarrgemeinderat Toni Beer aus Forstinning

Gemeinde creativ: Herr Beer, wo sehen Sie die Besonderheiten in der Arbeit Ihres Pfarrgemeinderats?

Toni Beer: Unser Pfarrgemeinderat ist vielleicht in Gedanken schon ein großes Stück weiter. Wir werden zum Beispiel eine Pfarrversammlung 2.0 abhalten. Ich kenne Versammlungen, wo man sich am besten ein gutes Buch oder gemütliches Kissen mitnimmt, weil man eigentlich nur Informationen bekommt, die man genauso gut lesen könnte. Unsere Vorstellungen sind da anders: Wir wollen einen schönen, bunten und abwechslungsreichen Sonntagnachmittag. Zahlen und Finanzen sind hintenangestellt. Es geht vielmehr um ein Darstellen davon, wer wir sind und wie vielfältig wir sind. Die Gruppierungen selbst bekommen eine Chance, sich mit einer kleinen Stellwand oder einem Stehtisch vorzustellen. Natürlich informieren wir auch über die Kirchen- und Friedhofrenovierung, aber es soll auch darum gehen, was wir künftig vorhaben. Es soll ein lebendiger Nachmittag werden und wir hoffen, dass auch Menschen zu uns finden, die an der Institution Kirche zweifeln. Wir haben die politische Gemeinde eingeladen, die Vereine und ihre Mitglieder sowie die Presse. Wir wollen zeigen: Kirche kann auch anders sein. Das Thema ist „Leben im Ort, leben in der Pfarrei“.

Wie stellen Sie sich das Leben in Ihrer Pfarrei konkret vor?

Wir haben zum Beispiel die Pandemie genutzt und uns gefragt, was wir tun können, um den Menschen die Angst zu nehmen, in die Kirche zu kommen. Wir haben den Gottesdienst dann auf dem Schulhof abgehalten, wenn das Wetter schön war. Dazu gab es wechselnde Musik von Menschen aus dem Ort. Damit hatten wir einen Wahnsinnszulauf, also haben wir das beibehalten. Im Gottesdienst in der Kirche haben wir im

Schnitt 70 bis 80 Besucherinnen und Besucher und auf dem Schulhof 130 bis 150, auch aus Nachbargemeinden. Die Leute sagen, sie empfinden das als etwas Befreiendes, denn manche haben mittlerweile Berührungsängste mit dem Gebäude Kirche. Deshalb möchten wir noch mehr dorthin gehen, wo die Menschen sind. Zum Beispiel wird das Sportheim neu eingeweiht. Dort möchten wir gerne einen Gottesdienst auf dem Sportplatz abhalten oder auch auf dem Feuerwehrfest. Wir müssen uns wieder angewöhnen, dass wir dahin gehen, wo die Menschen sind und nicht die Tür aufsperrn und erwarten, dass

sie zu uns kommen. Kirche findet an so vielen Orten statt. Ob das jetzt der Rentner ist, der zuhause mit den Firmlingen Brot backt zum Thema „Schöpfung und Brotbrechen“, oder ob es der Schreiner oder der Bauernhof ist... Kirche kann so vielfältig sein! Für den letzten Jahrgang konnten wir 20 Erwachsene dafür begeistern, sich am Firmunterricht für jeweils einen Baustein zu beteiligen. Das ist unser Weg! Wir versuchen, Menschen zu finden, die sich für einzelne Projekte zur Verfügung stellen. Aber auch Formen wie den Starlight Prayer. Sonntagsabend um halb acht wird die ganze Kirche in ein anderes Licht getaucht,



wir haben eine Liveband dabei und es gibt Texte, wie zum Beispiel zum Thema „Liebe“ oder „Flucht und Vertreibung“. Also Texte, die Menschen aus dem jetzigen Leben Impulse mitgeben. Denn wo genau liegt unser Problem? Menschen können die Kirche nicht mehr verstehen. Und deshalb suchen wir neue Formen.

Wie sehen Sie Ihre Rolle als Pfarrgemeinderat?

Ich bin der Antreiber. Ich habe viele Ideen und muss immer Acht geben, dass ich mein Umfeld damit nicht überfordere. Wir müssen viel mehr Netzwerken und schauen, wo wir Synergien finden können, ob mit Kolping, dem Frauenbund oder dem Sportverein. Wo kann man andocken, um gemeinsam in Erscheinung zu treten, um sich die Arbeit zu teilen? Die Botschaft Jesu ist einfach unschlagbar! Also bin ich der Meinung: Nicht drauf warten, sondern machen!

Wie sollte die Schnittstelle zwischen Ehren- und Hauptamtlichen aussehen?

Die Schnittstelle muss ein offener und ehrlicher Umgang zwischen Haupt-

und Ehrenamtlichen sein. Mut für etwas Neues und von Seiten der Hauptamtlichen auch ein Zulassen von neuen Projekten und Wegen. Offene und ehrliche Kommunikation zwischen beiden Parteien und ein Nein von Ehrenamtlichen akzeptieren.

Wo sehen Sie die Herausforderungen für Ihre zukünftige Arbeit?

Es gibt zwei Dinge, die uns erwarten: Wir haben 2026 die nächste Pfarrgemeinderatswahl und wir haben den Stellenplan, von dem es heißt, dass er zum 1. Januar 2025 umgesetzt werden soll. Wenn ich mir den neuen Stellenplan anschau, kann ich mir ausrechnen, wo die Reise hingeht: Die Pfarrverbände werden größer werden. Wir müssen diese Jahre nutzen, um das Ehrenamt anders aufzubauen und die Lücke zum Hauptamt in irgendeiner Form zu füllen. Wir werden nur noch schwer Menschen finden, die sich für vier Jahre für ein Amt verpflichten wollen, also muss sich jetzt das Ehrenamt auf andere Füße stellen: Wie können wir Dinge wie Kommunion, Firmung und an-

dere spirituelle Impulse outsourcen und Menschen finden, die sich dafür projektbezogen engagieren wollen? Und die zweite Sache ist, Menschen zu finden, die das Liturgische in einer gewissen Form abfangen, wenn es die Hauptamtlichen nicht mehr gibt. Wir gehen intensiv auf die Suche nach Menschen, die einen Wortgottesdienst leiten und die die Ausbildung bereits absolviert haben oder noch machen wollen. Sie sollten dann aber auch die Chance bekommen, dieses Amt auszuüben. Im Moment sind wir in der komfortablen Situation, dass wir noch Hauptamtliche haben und gemeinsam einen vernünftigen Übergang finden können.

Was ist der ausschlaggebende Punkt dafür, dass für jemanden, der im Moment keinen Kontakt mit der Institution Kirche hat, Kirche wieder Heimat für das Ausleben seines Glaubens werden kann?

Wir müssen sichtbarer werden! Wenn wir nur in der Kirche bleiben, werden wir niemanden mehr erreichen können. Wir müssen den Menschen wieder bewusst machen: Die Botschaft Jesu ist unschlagbar! Einfach nur genial! Mit anderen Formen, wie dem Starlight Prayer, können wir den Menschen dies aufzeichnen. Auch den jungen Menschen. Das Bewusstsein schärfen, Seelsorger sein und offen durch den Ort gehen. Wo ist wirklich Not in meinem Ort? Auch bei Familien und älteren Menschen. Wir haben einen Helferkreis, der sich um die über 100 Geflüchteten bei uns im Dorf kümmert. Das ist doch unsere Hauptaufgabe! Da sind Menschen in Not und die brauchen jemanden. Unsere Botschaft lautet: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Unser nächster Starlight Prayer hat deshalb auch das Thema Liebe, wo Liebe überall stattfindet und wo ihre Grenzen sind. Menschen haben Sehnsucht, Sehnsucht nach spirituellen Dingen, nach einer Gemeinschaft, nach dem Verstehen. Wir wollen auch, dass da jemand ist, der uns sieht.

Das Interview führte Sarah Weiß

Das Engagement verändert sich, viele engagieren sich für einzelne Projekte, nicht für lange Zeiträume. Es gilt, das Bewusstsein zu schärfen, Seelsorger zu sein und offen durch den Ort gehen. Wo ist wirklich Not in meinem Ort?



FOTO: ZORAN ZEREMSKI / ADOBE STOCK

Im Landkreis Miltenberg ist ein Ökumenischer Hospizverein aktiv

Sie nähern sich allen



FOTO: PAT CHRIST

Alois Sauer und Petra Berberich vom Ökumenischen Hospizverein machen alljährlich beim Welthospiztag auf die Möglichkeiten der Hospizbegleitung aufmerksam.

Katholiken, Protestanten oder auch Menschen, die sich zum Islam bekennen: Dem Team des Ökumenischen Hospizvereins im Landkreis Miltenberg ist jeder willkommen. „Was die Menschen anbelangt, die wir aktuell begleiten, denke ich, dass es sich überwiegend um Katholiken handelt“, sagt Hospizkoordinatorin Petra Berberich. Aber es gibt auch Schwerkranke, Sterbende oder Trauernde, die einer anderen Konfession oder Religion angehören. In jedem Fall wird versucht, eine adäquate Form der Begleitung zu finden.

Von Pat Christ

Freie Journalistin

Früher war es so, als wenn man nicht dieselbe Sprache sprechen würde. Die religiösen Grundeinstellungen galten als derart verschieden, dass Hochzeiten zwischen Katholiken und Protestanten undenkbar waren. Diese Zeiten sind vorbei. Wobei es natürlich Unterschiede gibt, sagt Petra Berberich. „Singt ein schwerkranker Mensch, den wir begleiten, zum

Beispiel gerne Marienlieder, dann schauen wir, dass wir als Begleitung jemanden finden, der oder die das ebenfalls gerne tut“, schildert sie. In diesem Fall käme eigentlich nur eine katholische Hospizbegleiterin infrage. Sollte ein Kranker gerne beten, braucht es einen Ehrenamtlichen, der hierzu einen Bezug hat.

Hospizbegleitung erfordert Sensibilität, Empathie und nicht zuletzt fachliche Kenntnisse. Das Religiöse spielt daneben auch eine Rolle, aller-

dings nicht immer eine dominante. Wobei wichtige Veranstaltungen, bei denen es um das Team des Hospizvereins geht, stets ökumenisch organisiert werden. „Das betrifft zum Beispiel die Aussendungsfeier für die neu geschulten Ehrenamtlichen oder auch unsere Gedenkfeier für Verstorbene“, erläutert Petra Berberich. Die Feiern werden von einem evangelischen Pfarrer, der den Hospizverein mitgegründet hat, sowie von einem katholischen Vertreter gestaltet: „Zum Beispiel von einer Gemeindereferentin.“

Der Hospizverein hilft Sterbenden und ihren Angehörigen, er hilft aber auch Menschen, die von Gram erfüllt sind, weil sie jemanden, den sie über alles liebten, durch Tod verloren haben. „Im Moment ist der Bedarf an Trauerbegleitung bei uns sehr groß“, sagt Alois Sauer, Vorsitzender des Ökumenischen Hospizvereins. Bei der Trauerbegleitung gilt nach seinen Worten genau dasselbe wie bei der

Begleitung von Sterbenden: Jeder ist willkommen. Egal ob katholisch. Ob protestantisch. Ob muslimisch. Oder ohne jede Religion. „Wobei ich denke, dass sich jemand, der gläubig ist, mit der Trauer leichter tut“, so der ehemalige Bürgermeister von Leidersbach bei Miltenberg.

NICHT MEHR AUFGEWACHT

Petra Berberich hat das just in ihrer Arbeit erlebt: „Wir begleiteten eine Frau, deren Vater sehr schnell im Bett verstarb, er ist einfach morgens nicht mehr aufgewacht.“ Das war für die Frau sehr hart gewesen, hatte sie doch ihren Vater über alles geliebt. „Einen Trost fand sie darin, dass ihr Papa ein sehr gläubiger Mensch war“, schildert die Hospizkoordinatorin. Katholik war der Vater gewesen. Sein Glaube war, neben der Familie, die tragende Säule seines Lebens. Er war vollkommen sicher, dass mit dem Tod nicht alles vorbei sein würde, hatte fest daran geglaubt, dass es ein Danach gibt: „Außerdem hatte er immer davon gesprochen, dass er gern einfach einschlafen würde.“

Achtung vor den weltanschaulichen, spirituellen und religiösen Einstellungen der Menschen ist eine wichtige Leitlinie für das Verhalten der 60 ehrenamtlichen Hospizbegleiterinnen und Hospizbegleiter. „Wir schätzen den Menschen mit seinen Wünschen und Bedürfnissen“, heißt es außerdem im Leitbild des Vereins, das 2015 verabschiedet wurde. Die Haupt- und Ehrenamtlichen, die ihrerseits unterschiedlichen Glaubensvorstellungen anhängen, sind bereit, sich auf verschiedene Lebensstile und auf ganz unterschiedliche Kulturen einzulassen. „Achtsamkeit im Umgang mit den uns anvertrauten Menschen ist uns wichtig“, heißt es im Leitbild weiter.

Nur mit einer solchen menschenfreundlichen Haltung kann man aber auch für die Probleme anderer Menschen, gerade für die Probleme von Minderheiten in der Gesellschaft, offen sein. Zumal in einer derart existenziellen Situation wie im Angesicht von Sterben, Tod und Trauer. Mit Alois Sauer zum Beispiel können Schwerkranke, Sterbende oder Angehörige tiefgehend über den Glauben, ebenso aber auch über die Institution

Kirche sprechen. „Ich selbst differenziere zwischen der Kirche als Glaubensgemeinschaft und der Kirche als Institution“, sagt der Katholik. Mit der Kirche als Institution, gibt er zu, habe auch er inzwischen so seine Probleme.

FÜR ALLE MENSCHEN OFFEN

Auch Petra Berberich ist, geht sie in ein Pflegeheim oder in eine Familie, offen nach allen Seiten. Ökumene ist für sie seit langem etwas vollkommen Selbstverständliches. „Ich habe im ambulanten Bereich sowohl schon für die Diakonie als auch für die Caritas als Altenpflegerin gearbeitet“, berichtet die Katholikin. In die Kirche geht sie nicht mehr ganz so regelmäßig: „Ich habe meine anderen Orte, wo ich für mich sein kann.“ Einmal im Jahr macht sich Berberich zum Pilgern auf: „Auch hier bin ich mit katholischen sowie mit evangelischen Pilgern unterwegs.“

Wie mutlos würde man sein, hätte man den Glauben nicht. Egal, wie dieser Glaube genau ausgestaltet ist. Wie mutlos würde man sein, hätte man nicht andere Menschen, mit denen man reden, bei denen man sich aussprechen, bei denen man Halt finden kann. „Unser großer Wunsch wäre es, dass die Menschen früher zu uns kommen“, sagt Alois Sauer. Kennt man einen Patienten schon ein wenig, bevor es dem Ende entgegenggeht, könne dieser in der Sterbephase wesentlich besser begleitet werden.

Seit langem ist für Sauer etwas deutlich zu erkennen: die Tatsache nämlich, dass in das Wort „Hospiz“ Falsches hineininterpretiert wird. Immer noch. Obwohl die Hospizbewegung inzwischen fest etabliert ist. Wer „Hospiz“ hört, sagt der Vereinsvorsitzende, denkt meist sofort an die letzten Lebenstage. Doch jener Bewegung, die 1967 durch Cicely Saunders' St. Christopher's Hospice in London begründet wurde, geht es um mehr. Es geht um Begleitung in existenziell schwierigen Lebensphasen. Bei schwerer Krankheit. Bei einer erschütternden Diagnose. Nach dem Verlust eines geliebten Menschen.

Wie viel wert eine stabile Gesundheit ist, weiß Alois Sauer übrigens aus eigener Erfahrung: „Ich hatte 2013 einen leichten Schlaganfall mit anschließenden Sprachschwierigkeiten.“ Auch das Schreiben hatte ihm direkt nach diesem Ereignis Probleme bereitet. Heute merkt man dem 68-Jährigen nichts mehr an: „Ich habe großes Glück gehabt.“ Aus Dankbarkeit darüber, dass er sich wieder stabilisieren konnte, begann er, sich für die Hospizarbeit zu engagieren.

Dass er dies nun im Geist der Ökumene tut, ist zugegeben eher Zufall. „Letztlich kam ich zum Posten des Vorsitzenden des Ökumenischen Hospizvereins wie die Jungfrau zum Kind“, schmunzelt er. Übrigens hätte er nie gedacht, dass dieses Amt die Dimension eines Halbtagsjobs hat: „Das kann eigentlich kaum jemand machen, der noch im Beruf steht.“



FOTO: PHOTOGRAPHEEU / ADOBE STOCK

„Wir bekennen uns uneingeschränkt zu Synodalität“



FOTOS: HENDRIK STEFFENS

Der Vorsitzende des Landeskomitees der Katholiken in Bayern, Joachim Unterländer, fordert eine Umsetzung der Beschlüsse des Synodalen Wegs.

Der Vorsitzende des Landeskomitees der Katholiken in Bayern, Joachim Unterländer, fordert eine Umsetzung der Beschlüsse des Synodalen Wegs. „Wir bekennen uns uneingeschränkt zu einer Synodalität, die durch Umsetzung der Beschlüsse des Synodalen Wegs in unserem Land entstehen soll, sowie zu einer Synodalität in der Weltkirche“, erklärte der Vorsitzende in seinem Bericht bei der Frühjahrsvollversammlung des Landeskomitees in Vierzehnheiligen (Bad Staffelstein).

Das Landeskomitee werde „gerade in Bayern den Weg der Umsetzung unterstützen und positiv begleiten“, so Unterländer. Auch bei weiteren Themen sieht der Vorsitzende des Landeskomitees laut seinem Berichtsmanuskript Handlungsbedarf für die katholischen Laien in Bayern. Die Frühjahrsvollversammlung im Erzbistum Bamberg stand unter dem Leitwort „Christliche Hoffnung. Antworten auf aktuelle Krisen“.

BEKÄMPFUNG SEXUELLEN MISSBRAUCHS

Die Bekämpfung sexuellen Missbrauchs bezeichnete Unterländer als eine „kirchliche, aber auch gesamtgesellschaftliche Aufgabe“. Im Bereich der bayerischen (Erz-)Diözesen müsse „die aktive und offene Aufarbeitung konsequent weitergeführt werden“. Angesichts von Missbrauchsfällen in allen gesellschaftlichen

Bereichen müsse zudem „staatlicherseits Aufklärung, Entschädigung und Prävention in einem Gesamtkonzept offensiv angegangen werden“, so Unterländer. Zentrale Anlauf- und Beratungsstellen müssten „auch in anderen öffentlichen Bereichen, die davon betroffen sind, zur Selbstverständlichkeit werden“.

AKTUELLE KRISEN BEWÄLTIGEN

Angesichts des andauernden Angriffskriegs Russlands auf die Ukraine werde sich das Landeskomitee weiterhin mit der „konkreten Umsetzung einer Friedensethik hin zu einem gerechten Frieden“ auseinandersetzen, so Unterländer. Christinnen und Christen hätten eine besondere Verpflichtung, sich aktiv einzubringen, vor allem für die Verfolgung „der unsäglichen Kriegsverbrechen, die begangen werden“. Der Vorsitzen-

de wies zudem auf die Notwendigkeit hin, Folgen der Corona-Pandemie aufzuarbeiten angesichts „alarmierender Entwicklungen, gerade im Kinder-, Jugend- und Familienbereich“, die ein Handeln der gesamten Öffentlichkeit unabdingbar machten. Unter dem Motto „Was kommt noch? Kinder und Jugendliche in Zeiten der Verunsicherung“ werde sich das Landeskomitee der Katholiken gemeinsam mit der Katholischen Stiftungshochschule (KSH) München und dem Salesianer-Orden in einer Veranstaltungsreihe der Analyse und der Entwicklung von Perspektiven widmen.

Als weitere dringende Themen nannte Unterländer die Befassung mit „Auswirkungen, Erscheinungsformen und Gegenkonzepten“, um die Klimaerwärmung auf allen Ebenen – von der Pfarrei- bis zur Landes-, Bundes- und Europaebene – wirksam und sozial verträglich zu verringern. Zugleich müsse gegen die Gefahr wachsender Armut in der Gesellschaft und einer daraus resultierenden gesellschaftlichen Spaltung gearbeitet werden. Es sei auch Aufgabe der katholischen Laien in Bayern, „einen gegenteiligen Trend mit anzustoßen“, so der Vorsitzende. Auch den Einsatz für eine bessere Wohnraumversorgung, gegen den Fachkräftemangel in sozialen Berufen und für den Erhalt einer flächendeckenden und guten Gesundheitsversorgung nannte Unterländer als relevante Themenfelder, in denen sich das Landeskomitee engagiert.

KIRCHE UND GESELLSCHAFT

Unterländer warnte in seinem Bericht vor einem „Rückzug von Diözesen aus dem Bildungs- und Medienbereich“ sowie einer „Gefährdung der Verbandsarbeit durch wegfallende Zuschüsse“. Das Landeskomitee solidarisierte sich „mit all den Betroffenen, die gegen kirchliche Ausstiegsszenarien Protest erheben“. Die Verantwortlichen für kirchliche Finanzen im diözesanen und überdiözesanen Bereich seien dazu aufgerufen, bei Entscheidungen zu bedenken, dass kirchliches Leben in der Gesellschaft ein Engagement in Bildung, Medien und die Verbandsarbeit voraussetze. Gerade Verbände auf Landes- und Diözesanebene, „die auf funktionie-



Das Landeskomitee der Katholiken in Bayern tagte im Erzbistum Bamberg. Auch ging es darum, Pfarrgemeinderäte und Diözesanräte mit mehr Entscheidungsvollmachten auszustatten.

rende Geschäftsstellen und Unterstützung durch hauptamtliche Stellen angewiesen sind, sind für katholisches Handeln unverzichtbar“, so Unterländer.

Neben Unterländer berichteten weitere Präsidiumsmitglieder des Landeskomitees. Christian Gärtner, stellvertretender Vorsitzender, äußerte seine Hoffnung, „dass die Beschlüsse des Synodalen Weges einen Beitrag dazu leisten können, wie Macht in der Kirche breiter verteilt und wirkungsvoller kontrolliert wird, wie ein Priestertum ohne Klerikalismus realisiert werden kann, und wie Frauen daran beteiligt werden können“.

Mit Blick auf den Missbrauchsskandal der Kirche nannte Gärtner die Notwendigkeit, „den Missbrauchsskandal in allen Bistümern und auch weltweit in vollkommener Ehrlichkeit und Transparenz“ aufzu-

arbeiten. Die stellvertretende Vorsitzende Elfriede Schießleder betonte in ihrem schriftlich vorgelegten Bericht die Relevanz der kirchlichen Verbände für das Gemeinwohl: „Politik und Gesellschaft brauchen das Korrektiv transzendenter Werte, brauchen das Wissen um einen Gott, vor dem alle Menschen Geschwister und von gleicher Würde sind.“

Die vielfältigen Aufträge als Korrektiv und Bereicherung könnten die Verbände nur mit den Diözesen gut ausfüllen, so Schießleder. Jedoch bräuchten diese „bei allem Idealismus auch unseren Anteil an den kirchlichen Finanzen: ohne Moos nix los“, warnte Schießleder vor finanziellen Einschnitten bei der Verbandsarbeit. Die Stellvertretende Vorsitzende Monika Meier-Pojda verwies auf die Pflicht, auch zu ethischen Themen als Christinnen und Christen Position zu beziehen. (hs/bra)

Im Rahmen der Vollversammlung beschloss das Landeskomitee einen Antrag des bayerischen Landesverbands des Katholischen Deutschen Frauenbunds (KDFOB) zur Stärkung der Teilhabe aller Getauften an der Sendung der Kirche. Das Landeskomitee sagt damit zu, sich in geeigneter Weise dafür einzusetzen, dass in den bayerischen Diözesen die Mitverantwortung und die Mitentscheidungsmöglichkeiten der Räte, wie zum Beispiel Pfarrgemeinderäte und Diözesanräte, weiterentwickelt werden. So soll die Teilhabe aller Getauften an der Sendung der Kirche verwirklicht werden. Das Präsidium des Landeskomitees wird in dem Antrag beauftragt, eine Arbeitsgruppe zu gründen, die konkrete Schritte zur Weiterentwicklung der Räte in diesem Sinn erarbeitet. Einer von vielen Schritten in Richtung einer geschwisterlichen Kirche sei, die gewählten Räte mit Entscheidungskompetenzen auszustatten – auch hinsichtlich der Mitbestimmung bei Bischofsnennungen. (hs/bra)



Begeistert sein

Kirchliches Engagement hat viele Gesichter

Franz Eller (72 Jahre) ist im kirchlichen Ehrenamt aktiv seit dem Jahr 1972 in seiner Heimatpfarre St. Jakobus Thurndorf, dem ehemaligen Dekanat Auerbach i. d. OPf.; im Diözesanrat seiner Heimatdiözese Bamberg; im Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) als Vertreter der Erzdiözese Bamberg; seit 2019 im Bonifatiusrat in Paderborn und als Einzelpersonlichkeit berufen in das Landeskomitee der Katholiken seit 2022. Seit einem Jahr ist er Vorsitzender des Aufsichtsrates im Caritasverband Bayreuth Stadt und Land.

Warum engagieren Sie sich ehrenamtlich im kirchlichen Bereich?

Seit meiner Kindheit habe ich eine enge Verbindung zu unserer Kirche. Ich war bereits vor meiner Erstkommunion Ministrant und wurde nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil Lektor in meiner Heimatpfarre. Ich bin also kirchlich sozialisiert und eigentlich mein ganzes Leben lang in einer aktiven Verbindung zur Kirche, die sich im Lauf der Jahre durch die Übernahme verschiedener Aufgaben zunehmend verfestigt hat. Dabei durfte ich auch immer wieder eine gewisse Erfüllung durch das Ehrenamt erfahren.

Wie sind Sie zu Ihrem freiwilligen Engagement gekommen?

Ich habe mich niemals nach einem Dienst in der Kirche gedrängt. Immer ist jemand aus dem Bereich der Verantwortungsträger auf mich zugekommen, sei es der Pfarrer oder Menschen aus dem Pfarrgemeinderat oder der Dekan, die mich angefragt und um eine Mitarbeit gebeten haben.

Gelegentlich wurde ich auch von Gläubigen ermutigt, den einen oder anderen Dienst zu übernehmen. Mit den Jahren wächst man an den Aufgaben und so kamen immer wieder neue Aufgaben hinzu, die ich übertragen bekommen habe. Natürlich darf man sich auch nicht übernehmen und so habe ich versucht, vor Übernahme neuer Aufgaben andere

wieder abzugeben.

Was beschäftigt Sie im Moment?

Zum gegenwärtigen Zeitpunkt beschäftigen mich zwei Themenbereiche. Mit meiner Wahl in den Bonifatiusrat habe ich meine Mitarbeit im Zentralkomitee der Katholiken (ZdK) abgegeben, um mich auf die neue Aufgabe zu konzentrieren. Der Bonifatiusrat fungiert als eine Art Aufsichtsrat für das Bonifatiuswerk. Dieses unterstützt Projekte in den Diasporadiözesen im Norden und Osten Deutschlands, aber vor allem auch im Bereich der „Nordischen Bischofskonferenz“. Das Motto des Bonifatiuswerks lautet: „Keiner soll allein glauben“.

Die Aufgaben im caritativen Bereich wachsen, weil die Not der Menschen zunimmt. Es muss uns als Kirche ein wichtiges Anliegen sein, Menschen in Not ein verlässlicher Partner zu sein – in der gegenwärtigen Zeit ist mir dies ein wichtiges Anliegen.

Was wollen Sie bewegen?

Im Bereich des Bonifatiuswerks ist es mir wichtig, mitzuhelfen, dass die Christen, die wir in den genannten Regionen unterstützen, verspüren, dass sie in ihrer Situation nicht allein gelassen werden. Außerdem erleben wir in diesem Bereich ein Stück Weltkirche. Diese Erfahrung und was es bedeutet, Geschwisterliche Kirche zu sein, ist für mich sehr bereichernd.

Bedeutsam ist es für mich auch, das Werk der Caritas in der Öffentlichkeit wieder stärker an die Kirche heranzurücken. Die Kirche wird sich unter anderem messen lassen müssen, in welcher Art wir die Bedürftigkeit unserer Mitmenschen wahrnehmen und deren Not lindern.

Kirchliches Engagement hat Zukunft,

weil die Not der Menschen zunimmt, weil, wie auch der schreckliche Krieg in der Ukraine uns zeigt, die Angst der Menschen zunimmt, weil auch die geistige Not in dieser Zeit so deutlich wird und Menschen eine Orientierung brauchen, die Hoffnung und Zuversicht vermittelt. Durch unsere bescheidenen Dienste, an welchem Platz auch immer, können wir zu Hoffnungsträgern für Menschen werden. Das wird auch in der Zukunft so bleiben.

*** Dies ist eine Kurzversion. Das gesamte Interview finden Sie auf www.gemeinde-creativ.de.**

Alles nur Abziehbilder oder was?

Volle Strahlkraft voraus!

Von Diana Schmid

Freie Journalistin

Das schöne Bild. An der Wand, im Album, im Herzen. Ein Bild fängt einen Augenblick, einen Menschen, eine Sache ein. Das zumindest ist sein Ansinnen. Doch ein Bild vermag nicht alles wiederzugeben. Nicht in Gänze. Dazu gehört viel mehr. Oft wird mehr abgebildet, als der Augenblick, der Mensch, die Sache hergibt. Dann sind Bildmacher am Werk. Findige Filter sollen weichzeichnen, was die harte Wirklichkeit an der Oberfläche sichtbar gemacht hat. Das schöne Bild.

Aber was für ein Bildnis sollten wir dem Ursprung nach sein – jenseits von Selfie-Serien, Bilder-Sharing, Bildersuchmaschinen und Bewegtbild? Irgendwo dazwischen ist uns das womöglich verschüttgegangen. Was lässt die Realität durchblicken? Wer sind wir, wenn uns keiner sieht? Einer sieht uns immer – und das ist Gott. In seinen Augen sind wir kostbar und wertgeachtet. Dieser Zuspruch steht im Buch des Propheten Jesaja in Ka-

pitel 43. Im ersten Buch Samuel in Kapitel 16 steht unumstößlich, dass Gott in unser Herz sieht. Das verändert alles. Gott sieht durch jeden Filter, durch jede Schminke hindurch. Er durchblickt alles. Das macht Mut, dass wir die Reinheit und Schönheit unserer Herzenshaltung etablieren und kultivieren. Wir dürfen uns von Bildern lösen. Sie wollen ein Abbild sein – jetzt aufgenommen – schon ist der Moment vorbei, wurde gar ein anderer. Die Kamera kann nur einen Blickwinkel einfangen – alle übrigen fehlen dem Bild. Ebenso fehlt der Draufblick, der Durchblick, ganz durchdringend. Und ins Herz des Motives kann keine Kamera der Welt blicken. So bleibt ein Bild eine Annäherung, eine subjektiv getätigte Aufnahme des Urhebers. Gewollt. Gemacht. Im nächsten Moment mag das Motiv anders aussehen, zerstört, abgeschminkt sein – und wir sollen dem bloßen Bild nachsinnen? Es ist höchste Zeit, dass wir ins reale Leben zurückkehren. Uns vom Bilderkult lösen. Was bringt es, uns von Bildern

leiten zu lassen, wenn es darauf nur Geschöntes, Gewolltes, Gemachtes zu sehen gibt? Wozu all diese Abziehbildchen? Wie zigfache Fotokopien eines irrsinnigen Ideals flattern sie in die ganze Welt hinaus. Es ist an der Zeit, dass wir unser Herz prägen. Dass wir uns unserer Identität in Gott bewusst werden. Hier geht es nicht um ein vermeintliches Ideal und Abziehbild. Es geht um den Weinstock und die Reben. Um Jesus Christus als Vorbild und uns Christen als seine Nachfolger. Man kann das ins Bild bringen mit dem Baum und der Frucht, wie es im Matthäusevangelium in Kapitel 12 geschrieben steht: Wie der Baum, so die Frucht. Das ist ein lohnendes Bild, dem es nachzueifern gilt. Gerade für uns Christen. Unbedingt für uns Christen! Weil wenn das Herz entsprechend geprägt ist, wenn wir Feuer und Flamme für Jesus sind, erfüllt sich das, was hier im Evangelium geschrieben steht: „wes das Herz voll ist, des geht der Mund über“. Und das strahlen wir als ganzer Mensch aus. Hierin erfüllen wir den Auftrag Jesu, dass wir Licht und Salz sein sollen, um der Welt Licht und ihren Geschmack zu geben. Dieses Bild müssen wir uns ins Herz schreiben. Das schöne Bild.



FOTO: RASICA / ADOBE STOCK

- Informationen für die Mitglieder der Pfarrgemeinderäte, Kirchenverwaltungen und katholischen Verbände
- Anregungen und Hilfen für die praktische Arbeit in der Pfarrgemeinde
- Hintergrundinformationen, Kommentare und Interviews zu gesellschaftlichen und kirchlichen Entwicklungen
- Geistliche Begleitung quer durch das Kirchenjahr

Herausgegeben vom *Landeskomitee der Katholiken in Bayern*

www.gemeinde-creativ.de

